

AURORA

Ein romantischer Almanach

11

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung
Begründet mit Karl Freiherrn von Eichendorff

Herausgegeben von Karl Schodrok

in Zusammenarbeit mit

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn
Prof. Franz Ranegger, Wien, Dr. Wolfgang Baumgart, Breslau
und Willibald Köhler, Neisse
Schlesien-Verlag Breslau-Oppeln

1 9 4 2

Genehmigter Neudruck
jal-reprint · würzburg

[Abb. vor Titelei: Hartwig Erdmann von Eichendorff, gest. 1683, der Stammvater des Dichters
in Schlesien. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse]

Aurora – Ein romantischer Almanach. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Bd. 11. Begründet mit Karl Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben von Karl Schodrok in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn, Prof. Franz Ranegger, Wien, Dr. Wolfgang Baumgart, Breslau, und Willibald Köhler, Neisse. Breslau – Oppeln – Kattowitz 1942.

Alfons Hayduk, <i>Eichendorffworte, aus den Briefen des Dichters</i>	3
Dr. Wolfgang Förster, <i>Oberschlesien ehrt Eichendorff</i>	6
Ferdinand Werner, <i>Eichendorff ein Dichter für das Leben</i>	10
Hanns Georg Braun, <i>An Eichendorff</i>	12
Adolf Dyroff, <i>Eichendorff und der Krieg</i>	13
Dr. Konrad Karkosch, <i>Wer war das ungetreue Müllerstöchlein?</i>	24
Walter Hildenbrandt, <i>Danzig im Liede Eichendorffs</i>	31
Alfred Kosian, <i>Eichendorff: Heimat!</i>	37
Maria Dalisch, <i>Der Mann im gelben Koller</i>	38
Karl Willi Moser, <i>Luise, Eichendorffs Frau</i>	42
Dr. Ewald Reinhard, <i>Neue Eichendorff-Briefe</i>	50
Willibald Köhler, <i>Eichendorff im neueren und neuesten deutschen Schriftum</i>	55
Hermann Fuhrich, <i>Von neuen volkstümlichen Eichendorff-Liedern</i>	65
Karl Willi Moser, <i>Jahresbericht der Deutschen Eichendorff-Stiftung und des Deutschen Eichendorff-Museums für 1941</i>	70
Karl Schodrok, <i>Zur Geschichte der Deutschen Eichendorff-Stiftung</i>	79
Wolfgang Baumgart, <i>Neue Eichendorff-Literatur</i>	82

Mitteilungen / Bücherecke: *Zeitschriftenschau, Anfragen aus dem Leserkreise* (Willibald Köhler, S.84) – *Christian Riepe, Eichendorffs Menschengestaltung* (Wolfgang Müller, S.88) – Hayduks Eichendorff-Novelle „*Strom des Schicksals*“ (Wolfgang Pohl, S.89) – Zu den Bildern unseres Jahrbuches (Karl Schodrok, S.89) – Die Deutsche Eichendorff-Stiftung (S.90).

Abbildungen und Faksimiles

Hartwig Erdmann von Eichendorff, gest. 1682, der Stammvater des Dichters in Schlesien. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse	vor Titelseite
Eichendorffmühl bei Ratibor, Wygonmühle. Sammelbecken für die Wygonmühle Lichtbilder Jüttner	nach S. 32
Danziger Gedichte Eichendorffs, 1843, nach dem Original verkleinert. Silberhammer bei Danzig zur Zeit Eichendorffs, zeitgenössische Zeichnung von Palubicki. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse	
Luise, Eichendorffs Frau. Zeitgenössische Kreidezeichnung. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse	nach S. 48

Luise, Teilstück eines Originalbriefes (verkleinert), ihr Geburtshaus in Pogrzebin,
Kr. Ratibor. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse

Danzig, Radierungen von Matthäus Deisch 1764/65.....nach S. 64

Aus *Danzig vor 150 Jahren*, Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., 2. Folgen
(1925 und 26.)

Partitur zu *Wie schön, hier zu verträumen*.....nach S. 91

Eichendorffworte, aus den Briefen des Dichters

Ausgewählt von Alfons Hayduk

Heimat

Die Heimat hat eine eigene Zauberei, die kein Dichter entbehren kann. Um so höher weiß ich es zu schätzen, daß Sie dabei noch Ihres alten Freundes gedacht haben. Ihren Entschluß, sich dort anzusiedeln, kann ich nur vollkommen billigen, ja ich könnte Sie beneiden um diese ländliche Ruhe. Man produziert viel leichter und freier, wenn man nicht alle Tage das sich kreuzende, verworrene und verwirrende kritische Geschwätz, wie es hier beständig durcheinander summt, mitanzuhören braucht.

An Jegor von Sivers,
Berlin, den 4. Oktober 1853

Auf mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungsreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend über mein ganzes Wesen, so ist mein Sinn, ich möchte sagen ein Verliebtsein in die unvergängliche jungfräuliche Schöne des reichen Lebens. Meine einzige Bitte zu Gott ist: Laß mich ganz sein, was ich sein kann!

An Unbekannt 1809

Umkreis von Aussichten

Ich habe durch langes, nur zu oft scheinbar zweckloses Umtreiben im Leben einen weiten Umkreis von Aussichten gewonnen, aus deren Gemisch von Zauber, lächerlicher Dummheit, Freude und Schmerz ich mich manchmal kaum herauswinden kann, und eine unwiderstehliche Lust dabei, gerade nur das alles, was ich gesehen, gehört und durchlebt, einmal recht keck und deutlich zu frommer Ergötzung wieder darzustellen.

An de la Motte Fouqué
Breslau, den 15. Juni 1816.

Arme Dichter

Von den armen Dichtern hoffen Ew. Exzellenz doch wohl zu viel. Sie sollen freilich über ihrer Zeit stehen, wie die Könige, aber sie sind auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit und leben von den Eindrücken des Tages. Daher durch die ganze Geschichte die fatale Erscheinung, daß eine große Zeit immer große Dichter, eine schlechte Zeit immer schlechte oder gar keine Dichter hat, gleichwie die Vögel im Winter nicht singen, wo es gerade am meisten not täte. Der Ärger wirkt bloß kritisch, was immer der Tod der Poesie ist.

An Theodor von Schön,
Berlin, den 24. Oktober 1842

Unzufriedenheit der Dichter

Lassen Sie sich das nie stören, daß Sie nach vollendeter Arbeit damit unzufrieden sind. Welcher Dichter wäre das nicht? Das ist eben das Wunderbare, diese Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, und könnte diese jemals befriedigt werden, so wäre es mit der Kunst aus.

An Julius Ruhl,
Danzig, den 9. Januar 1822

Anklang bei der Jugend

Es kann ja einem alten Poeten nichts Erfreulicheres begegnen, als bei der Jugend, die noch wirklich und wahrhaft jugendlich ist, Anklang zu finden.

An Hyazinth Holland,
Berlin, den 17. Februar 1855

Lebendige Werke

Zunächst kann dabei wohl nicht die Rede sein, ob es der Mühe lohne, über dieses Leben etwas zu sagen; vielmehr ließe sich fragen, ob es noch nötig sei, wo die lebendigen Werke und das dankbar Angedenken einer ganzen Generation ein kräftigeres Zeugnis ablegen, als es ein gedrucktes Buch vermag.

An Theodor von Schön

Das Große ärgert

Das ist nun einmal nicht anders, das Große ärgert immer und überall die Kleinen.

An Theodor von Schön,
Berlin, den 4. Dezember 1842

Preußen

Es bleibt dabei, von Preußen kommt mir doch alles wahrhaft Anregende und Erfreuliche meines Lebens.

An Theodor von Schön,
Berlin, den 4. Dezember 1842

Ahnung und Gegenwart

Es ist so traurig, für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem Leben überhaupt ernsthaft und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben, mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern, meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Beratung darlegen.

Es gibt noch so Vieles, Großes und Freudiges zu vollbringen. Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit erkenne, und der Wille, das Beste zu erlangen, ist redlich und ewig.

An de la Motte Fouqué
Lubowitz, den 1. Oktober 1814

Oberschlesien ehrt Eichendorff

Das Bekenntnis des nationalsozialistischen Deutschland zu seinem großen Dichter anlässlich der Eichendorff-Tage des Gaues Oberschlesien

Von Dr. Wolfgang Förster

Wenn Tat und Betrachtung würdige Seiten des menschlichen Daseins sind, so kann man im Zeitlauf der Geschichte Epochen feststellen, die mehr der einen oder der anderen Seite zuneigen. Unsere heutige Gegenwart ist entscheidend durch die Tat bestimmt, führt doch unser Volk, das aus der qualvollsten Zersetzung und Vereinzelnung heraus wieder zur eigenen Gestalt gefunden hat, einen Kampf auf Leben und Tod, der das Schicksal von Generationen nach uns bestimmt. In ihm sind alle Kräfte willensmäßig durch eine politische Führung geeint, um die Taten zu vollbringen, die die Welt verändern und ein neues glücklicheres Europa heraufführen.

Die große politische oder kriegerische Tat wird aber nicht nur durch den Willen herbeigeführt, der sie gebiert, sondern sie fußt ebenso auf den Grundkräften des Gemütes und der Seele, die in einem Volk vorhanden sind. Es ist daher keine Abwegigkeit nationalsozialistischer Kulturpolitik, gerade in den Zeiten der härtesten Willensspannung aller Volkskräfte das Vermächtnis jener großen Deutschen zu pflegen und zu erhalten, aus welchem wie aus einem ewigen Gesundbrunnen auch der Mensch der Tat seine Kräfte schöpft.

Unter die großen Deutschen gehört auch der Oberschlesier Josef Freiherr von Eichendorff. Er ist der Dichter der Stille und der Besinnlichkeit. Das deutsche Gemüt und die deutsche Seele haben in ihm ihren unvergleichlichen Kunder gefunden, so daß er als der deutscheste aller Dichter gepriesen worden ist. Es war daher eine Selbstverständlichkeit des jungen Gaues Oberschlesien, sich in der Besinnung auf die kulturellen Werte seiner Vergangenheit seiner stärksten dichterischen Kraft zu erinnern und die Eichendorff-Stiftung, die sich schon seit 1931 erfolgreich um die Vermittlung und Erschließung von Eichendorffs Werk bemüht hat, auf eine Ebene zu heben, die der Bedeutung Eichendorffs für Deutschland entspricht. So übernahm Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser – als feinsinniger Ausdeuter und Ausleger so manchen dichterischen Werkes bekannt – die Präsidentschaft der Deutschen Eichendorff-Stiftung, während Gauleiter Bracht als Schirmherr der Stiftung Oberschlesien die Eichendorff-Festwoche ins Leben rief, die künftig alljährlich in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Volks-

aufklärung und Propaganda durchgeführt werden wird und der Vertiefung und der Verlebendigung von Eichendorffs Werk im deutschen Volk dienen soll. Damit wurde das eindeutige Bekenntnis des nationalsozialistischen Deutschland zu Eichendorff ausgesprochen und die Verbreitung seines Werkes als eine reichswichtige Aufgabe betont.

Markstein auf dem Wege dieser Entwicklung waren die ersten Eichendorff-Tage des Gau- es Oberschlesien am 25. und 26. November 1941, dem Todestage des Dichters, die zeigten, wie sehr der Dichter mit seinem Werk in unsere heutige Zeit fortwirkt.

Bei der festlichen Eröffnungsfeier im Festsaal der Provinzialverwaltung in Kattowitz würdigte der Präsident der Stiftung Oberschlesien, Landesrat Kate, Eichendorff vom Standpunkt seiner oberschlesischen Heimat aus. Es sang der Meistersche Gesangverein unter Leitung von Professor Lubrich Eichendorff-Lieder von Schumann. Will Quadflieg vom Schillertheater Berlin las Gedichte und das erste Kapitel des „*Taugenichts*“, und in der Festrede deutete Dr. Schlösser gleichsam vom Standpunkt des Reiches das Vermächtnis Eichendorffs für Deutschland.

„Was wäre der deutsche Wald, wenn Eichendorff ihn nicht besungen, Carl Maria von Weber nicht vertont und Schwind ihn nicht gemalt hätte! Es sind die großen Künstler, die uns zu den Dingen jenseits des rationalen Seins führen.“

„Es war nicht von ungefähr, daß die Weltkriegssoldaten neben Goethes ‚*Faust*‘ und Nietzsches ‚*Zarathustra*‘ auch Eichendorffs ‚*Taugenichts*‘ im Tornister mitführten. Er war uns im Trommelfeuer der Materialschlachten die Besinnung auf die deutsche Heimat und auf das deutsche Gemüt. Und wie damals ist es auch heute.“

Im Grunde ist Eichendorff jenem adligen Glauben an Deutschland immer treu gewesen, der aus der schönen Strophe spricht:

„Und wo immer müde Fechter
sinken im mutigen Strauß.
Es kommen frische Geschlechter
und fechten es ehrlich aus.“

Eichendorffs Glaube an die kommenden Geschlechter und ihren ehrlichen Kampf hat durch den Kampf des jungen Deutschland seine Erfüllung gefunden. So wird der Sieg des deutschen Volkes im gegenwärtigen weltpolitischen Ringen auch ein Sieg Eichendorffs sein. In diesem Sinne reichen sich über ein Jahrhundert hinweg Eichendorff und der unbekanntere Feldgraue unter dem Stahlhelm die Hand.

Gewiß war Eichendorff kein Dramatiker, so wie sich alle romantischen Dichter wenig um die strengen Regeln, die gesetzmäßig das Spiel auf der Bühne vorschreibt, kümmerten. Daß aber sein Lustspiel „*Die Freier*“, welches man den oberschlesischen „Sommernachts-

traum“ genannt hat, heute noch berausende Wirkung hat, bezeugte die Festaufführung durch das Berliner Schillertheater in Kattowitz am zweiten Tage. Das Haus fühlte sich in den Zauber des romantischen Lustspiels, das Ernst Legal, um mit Grabbe zu sprechen, mit sehr viel Scherz, mit leichter Ironie, mit ein klein wenig Satire und mit deutlicher tieferer Bedeutung inszeniert hatte, gebannt. Er betonte dabei die Shakespearenähe des Stückes, besonders im Vagabundenpaar Flitt und Schlender (Paul Kemp und Walter Stüßenguth), während der romantische Stimmungsgehalt durch Bevny Clairmont (Adele) und Will Quadflieg (Graf Leonhard), sowie Gerda Maria Terno (Flora) und Wolfgang Lukschy (Victor) am besten ausgeschöpft wurde. Zugrunde lag der Aufführung die Stahlsche Bearbeitung der „*Freier*“, die in einem interessanten Gegensatz zu der unseres Oberschlesiens Hayduk steht, die man in einer Aufführung des Staatstheaters des Generalgouvernements in Krakau in der diesjährigen Spielzeit erleben konnte. Der Unterschied ist sehr anschaulich. Die Stahlsche Bearbeitung ist beschwingter und spielerischer. Sie rückt Eichendorffs Spiel mitunter in die Nähe eines Shakespeareulks und der „*Comedia dell' arte*“. Die Hinzufügung (Rahmenspiel) und die Einschnitte der Bearbeitung sind bei Stahl mehr als notwendig dramaturgische Korrekturen. Die Überarbeitung Hayduks dagegen strebt stärker zum romantischen Grundgehalt des Stückes. Sie ist etwas verliebter und verträumter und im Grunde genommen wohl typischer Eichendorff.

Will man die ausgezeichnete Leistung des Schillertheaters bei dieser Kattowitzer Festaufführung noch besonders würdigen, dann muß man vor allem die technischen Schwierigkeiten, die zu überbrücken waren, berücksichtigen. So bedeutete schon die Umstellung von der großen Berliner Bühne auf die kleinere in Kattowitz eine Schwierigkeit, die vorbildlich gelöst wurde und sich keineswegs zum Schaden des Stückes auswirkte. Vielmehr kam die intimere Wirkung des Kattowitzer Theaterraumes dem Gesamtcharakter des Spieles zu-statten.

Mehr nach innen gerichtet war die Stunde in Neisse, die mit der Kranzniederlegung am Grabe Eichendorffs auf dem Jerusalemer Friedhof begann. Sie war in ihrer Stille eine ergreifende Ehrung des Dichters. Durch das Spalier der Hitler-Jugend schritten Gauleiter Bracht, Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser und Landesrat Kate zum Grabe, an dem sich bereits die oberschlesischen Dichter zu einem lebendigen Bekenntnis für den größten ihrer Ahnherren versammelt hatten.

Im Anschluß an die Ehrung trat im Sterbehaus Eichendorffs, dem jetzigen Eichendorff-Museum in Neisse, die Deutsche Eichendorff-Stiftung unter Anwesenheit des Gauleiters zu einer denkwürdigen Sitzung zusammen. Zunächst gab Willibald Köhler einen

feinsinnigen sachlichen Bericht über die bisherige Tätigkeit. Landesrat Kate dankte den Gründern, insbesondere Schulrat Schodrok, für die seit Jahrzehnten geleisteten Bemühungen um das Werk des großen Oberschlesiers. Er dankte ferner dem langjährigen Betreuer des Eichendorff-Museums, Willibald Köhler, der auch in der Zukunft als Sekretär der Eichendorff-Stiftung für sie wertvolle Arbeit leisten wird. Sein ganz besonderer Dank galt aber dem neuen Präsidenten der Deutschen Eichendorff-Stiftung, Dr. Rainer Schlösser, dem er namens aller Eichendorff-Freunde des Gaues Oberschlesien die bibliophile Erstausgabe des Romans „*Abnung und Gegenwart*“ überreichte. Landesrat Kate gab weiterhin die Persönlichkeiten bekannt, die von Dr. Schlösser in den Ehrenbeirat der Deutschen Eichendorff-Stiftung berufen worden sind. Es sind folgende: Professor Hermann Zilcher, Würzburg – Professor Richard Trunk, München – Professor Cesar Bresgen, Salzburg – Schriftsteller Hans Brandenburg, München – Staatsrat Dr. Severus Ziegler, Weimar – Schriftsteller und Dramaturg Felix Lützkendorf, Berlin – Generalleutnant a. D. Hartwig Freiherr von Eichendorff, Breslau – Universitätsprofessor Adolf Dyroff, Bonn am Rhein. Am Schluß der Sitzung nahm Dr. Schlösser zu einer Ansprache das Wort, in der er ausführte, daß er aus reiner persönlicher Verehrung für Eichendorff und seine Dichtung die Präsidentschaft der Deutschen Eichendorff-Stiftung übernommen habe. Er überbrachte die Grüße des Reichsministers Dr. Goebbels, des Reichsleiters Baldur von Schirach und des Reichsjugendführers Axmann, die sich mit der Arbeit der Deutschen Eichendorff-Stiftung verbunden fühlen und sie nach Kräften fördern werden. Als naheliegende Aufgaben der Stiftung bezeichnete er die Beendigung der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Eichendorffs, die Förderung jeder Art Spezial- und Forschungsarbeiten um Eichendorff, insbesondere aber die Lebendigmachung seiner Dichtungen im deutschen Volke selbst. In allen deutschen Gauen sollen Bastionen und Vorwerke für diesen deutschesten aller Dichter, der uns zur Einkehr und zur Besinnung auf unser ureigenstes Wesen führt, errichtet werden. Oberschlesien aber wird Hochburg der Eichendorff-Pflege sein.

Wenn sich am Abschluß der Eichendorff-Tage noch im Bann der Zaubermacht der leichten Muse des Dichters unter Anwesenheit des Gauleiters Teilnehmer und Gäste im festlich erleuchteten und einmalig geschmückten Saal der Provinzialverwaltung in Kattowitz zusammenfanden, so war auch dieser Ausklang ein Eichendorffischer, hat doch gerade das Schloß Lubowitz, die Geburtsstätte Eichendorffs, bis weit hinein in das 19. Jahrhundert eine vorbildliche Kultur der Geselligkeit und des Festes gekannt, von der uns Eichendorff selbst in seinen Tagebüchern unter der Bezeichnung der „*Lubowitzer Jubelperioden*“ berichtet hat.

Eichendorff, ein Dichter für das Leben

Von Ferdinand Werner

Adolf Bartels hat Goethe einmal als einen Dichter für das Leben bezeichnet, während er Lenau nur als Begleiter für Stunden gelten läßt.

Das ist wohl auch richtig, denn bei Goethe findet sich in „des Lebens labyrinthisch irrem Lauf“ für jeden Zweifel und alle Pein immer wieder das erlösende Wort, während die schwere Trauer über den Liedern Lenaus nur auf dunklen Pfaden des Daseins an unsere Seele herantritt, ja, sie zeitweise auszufüllen vermag. Freilich, helfen kann sie uns nicht, und deshalb überwinden wir, wie es sein soll, Leid und Lied mit männlicher Gebärde, indem wir das Schicksal in unsern Willen aufnehmen und wieder mit frischem Mut im verbenden Lichte des Tages auf dem Strome tätigen Lebens dahinfahren.

Schön ist es dann, und nicht bloß „in allen guten Stunden“, geheiligte Worte eines großen Dichters, die Kunder göttlichen Gesetzes, als Weggenossen und Helfer zu haben.

Ein solcher Dichter für das Leben ist auch der Große von Lubowitz, wenn auch in Persönlichkeit, Wirkung und schöpferischer Gesamtleistung zwischen ihm und dem Größeren von Weimar ein merklicher Abstand bleibt.

Der Kunst Eichendorffs sind gewißlich engere Grenzen gezogen, aber innerhalb seines Bereichs hat er doch sein Besonderes und nur ihm Eigenes vollbracht, das ihn durch Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, durch Reinheit und Adel der Gesinnung, durch Wohlklang und Kraft der Sprache, durch Schönheit und Tiefe der Gedanken unter die großen Meister unserer Dichtung stellt.

Das gilt in erster Linie von seiner Lyrik, die aus dem tiefen Born der deutschen Seele, aus dem Volkslied, kommt und, wie kaum eine andere, zum Volke spricht.

Ihr bleibt daher auch kein „Lied vom Leben“, kein „Ton vom Tode“ fremd.

Eichendorff ist der Sänger des deutschen Waldes. Sein „*O Täler weit, o Höhen*“ entsteht beim wehen Abschied von vielgeliebter Heimatwelt „*Im Walde bei Lubowitz*“, und dem gleichen Jugendhorte gilt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“, gilt darin sein „Deutsch Panier, das rauschend wallt“. Millionen haben ihm diese Lieder nachempfunden und werden es tun bis in fernste

Zeiten. Ungezählte aber sprachen und sprechen mit ihm: „Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten, ewig bleiben treu die Alten.“ Denn über aller Dichtung Eichendorffs rauscht der deutsche Wald mit seinem Ernste oder umfängt uns mit feierlicher Stille, durch die der liebe Gotte geht, unsichtbar und doch erkennbar.

Keiner hat wie Eichendorff den Zauber und die Schönheit des Waldes und das heilige Erschauern im Erfühlen der Nähe Gottes in Worte zu fassen vermocht. „Wo wir ruhen, wo wir wohnen, jener Waldeshort rauscht mit seinen grünen Kronen durch das Leben fort“, singt der Dichter in treuer Erinnerung an seine Zeit bei den Lützower Jägern, wo er, das Gewehr im Arme, „verloren auf der Wacht“ steht. Dies Rauschen aber geht noch in seine letzten Träume ein, als seine Seele entschwindet und das nie vergessene Lubowitz, das Paradies seiner Jugend, im letzten Abendschein sinkenden Lebens aufleuchtet, als wolle es ihn endlich heimholen.

Auch durch das seelische Leben unseres Volkes wandert der Waldgesang Eichendorffs fort und fort und wird erst mit dem letzten deutschen Lied verhallen.

Er sang sich sein Gedicht voll heimatgebundenen, tiefeigenen Empfindens von der Seele, wuchs vielfältig zur Allgemeingültigkeit und Unsterblichkeit hinauf, wie alle große Poesie, und wurde so ein teures, unverlierbares Gut der Nation.

Mag uns das Fernweh befallen, wenn im Lenz das Wandern angeht, oder in der Fremde das Heimweh überkommen – Eichendorff spricht das gegebene Wort, das große Tonkunst immer wieder in die Welt trägt.

Löst sich in der Stille der Nacht unsere Seele, dann fliegt sie mit dem Liede des Dichters über die Grenzen der irdischen Welt.

Immer ist es ein Wort Eichendorffs, das uns die schöne Erde noch schöner erleben läßt: Bächlein, Lerchen, Berg und Wald, Strom und Feld, Erd' und Himmel! Und wir vergessen nicht, was er von Liebe und Kameradschaft und vom Rechte froher Jugend sagt, aber auch nicht jenes Leid des Lebens, das ihn nicht nur bei seines Kindes Tod niederdrückt.

Wir erkennen ihn jedoch immer mehr nicht bloß als den Bringer zartester Stimmung und tiefster Empfindung, sondern als den voller Vertrauen kommenden Dingen entgegensehenden Kämpfer und deutschen Mann: „Doch eine Zeit wird kommen, da macht der Herr ein End', da wird den Falschen genommen ihr unecht Regiment.“ Das sagt er seiner Zeit zum Troste, und als er auf „den höchsten Berg in die Weite“ steigt, da entringt sich ihm der Liebesruf: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Denn dies Deutschland ist ihm der oberste Begriff irdischen Seins. Und alles Volk ruft mit ihm!

Ja, es ist eine Wunderwelt, die sich uns in seinem Wesen und Werke auftut, die beide ohne Wissen von der Heimat des Dichters nicht ganz verstanden werden können. Und doch wandelt und weitet sich uns der Landsitz Lubowitz wunderbar zu Deutschland, und vom Schlosse „auf stiller Höh“ schreitet Eichendorff in die ganze, große deutsche Welt hinein, ein Liebling des Volkes und ein Wegweiser für die deutsche Seele.

Es klingt fast überschwänglich und ist doch wahr, was Robert Hohlbaum im *Eichendorff-Kalender* von 1924 über unsern Dichter sagt:

„Und du und immer du in allen Weiten,
aus jeder Blume sprichst du reich zu mir.
In jedem Hauche willst du mich begleiten,
du bist in Erd' und Himmel, Mensch und Tier.
Ich atme dich und knie vor deinem Lied,
wie du vor meiner Heimat Gott gekniet.“

An Eichendorff

Unter fremden Himmels Bläue
Machte dich das Heimweh still,
Waldumraushtes Herz voll Treue,
Das nur Heimat will,

Heimat, doch nicht nur die enge!
Groß hast du ihr Reich gemacht:
Von des Morgens Lichtgedränge,
Waldwärts über Höh'n und Hänge
Hin bis in die Sternennacht.

Hanns Georg Braun

Eichendorff und der Krieg

Von Adolf Dyroff

Vor 127 Jahren ging im Juni der von Festen rauschende und doch an Streitereien und Ränken reiche Wiener Kongreß zu Ende, der viel tausend Hoffnungen auf dauernde Einigkeit, Gerechtigkeit und Friedfertigkeit in Europa ein schwer und lange lastendes Grab bereitete. Im Juni 1815 auch entsagte Napoleon I. auf Nimmerwiedersehen dem französischen Throne, um schließlich auf St. Helena zu sterben. Dieses schicksalsschwangere Jahr hat der Zukunft unseres Joseph v. Eichendorff, der es als 27jähriger miterlebte, den Stempel aufgedrückt und ihm die Lebensaufgabe friedlicher Tätigkeit in Amt und Familie gestellt. Kein Wunder, daß auch seine Leyer zumeist Töne der Ruhe, der tiefen Einsamkeit, des unbeschwerten Naturgenusses, des freien Umherstreifens und Wanderns, des Sehens und Erspähens all der Wunderherrlichkeiten in Wald, Flur und Städten, der begeisterten oder unglücklichen Liebe, der Verehrung des Himmels und des Göttlichen erklingen läßt. Und doch ist Eichendorff ein geschworener Feind des „Verliegens“, des stoffgebundenen Aufgehens im knechtischen Ringen um Brot und der äußerlichen Auffassung des Amtes, des Sichverlierens in der Ichsucht engen Lebenskreises, im „Kinderwiegen“, wie er es nennt, der Hingabe an ein immer mehr verknöcherndes, des höheren Aufschwungs unfähiges Philistertum. Unbegreiflich, daß immer wieder die falsche Mär von dem weichlichen Lyristen Eichendorff erzählt wird. Schwingt doch unser Dichter das Schwert der romantischen Ironie nicht gegen das volle, wirkliche Leben, sondern für das reiche Leben und gegen die nur Halb- und Unlebendigen.

Darum ist er auch nie Gegner des Krieges gewesen. Bis zu seinem Tode hin hat frisches, kraftvolles Kämpfen, hat der laute Hall von Schild, Speer und Eisengewaffen, von Rossegestampf und Marschkolonnentritt in seiner Seele die alte, in der Jugend gewonnene Liebe und Freude behalten. Noch das im Todesjahr 1857 herausgekommene, überaus feine Versepos „*Lucius*“, das leider allzu geringe Beachtung findet (was sind seine Vorläufer „*Amarant*“ und „*Trompeter von Säckingen*“ dagegen?), schüttet über alles üppige Friedensgehabe der Dichter, Philosophen und Verliebten die Schale spöttischer Verachtung aus und läßt alles Licht auf die heldenhaften Krieger Nerva und Lucius fallen. Mitten in das schwelgerische Gelage, bei

dem in einer römischen Villa die wunderschöne Julia schmeichlerisch tanzt und dann dem ernst verzückten Philosophen im Flug das kleine Füßchen reicht, die losgegangenen Schleifen festzumachen, dröhnt, als obs zum Weltgerichte riefe, Trompetenklang hell aus dem Glanz der umgebenden Landschaft hinein:

Ein Reiterfähnlein durch die blühende Tiefe
Kehrt aus dem Gotenland vom Schwertertanz,
An Ruhm und Wunden reich, zur Heimat wieder.

Und wenn dann die Zechgenossen da droben in der Villa den herrlichen Nerva als Thoren verlassen, daß er, statt als siegessicherer Triumphator sich um Myrtenkronen zu bewerben, aus dem schönen Rom in wüsten Krieg hinauslaufe und mit Barbaren um den Preis raufe, so leuchtet seine Gestalt und die seines Lieblingsfreundes Lucius um so prächtiger in dem feigen Getriebe auf. Dem Lucius widmet der Dichter die Verse:

Da plötzlich sprengt' von fernem Waldesrande
Ein Ritter übers Feld dem Fähnlein nach,
Die Funken sprühten hinter ihm im Lande,
Ein jubelnd Grüßen aus dem Haufen brach.
Weit strahlten Helm und Schild im Sonnenblitze,
Er setzt sich leuchtend an der Reiter Spitze.

Gleiche Töne vernehmen wir aus dem 1852 begonnenen und 1853 veröffentlichten Vers-epos „*Julian*“. Wie eifrig bewillkommen da, wieder zu Anfang, die vom alten Mauerkranz der Stadt Paris in die Gegend lauschenden und schauenden Bürger und Frauen die heran-nahenden Truppen des jungen Feldherrn Julian!

Schon hört man Rosse wiehern und fernen Waffenschall
Und da und dort vom Felde blitzts auf im Sonnenschein –
Das ist das Heer der Römer, das siegreich kommt vom Rhein.
Jetzt nahet sich das Fußvolk, der Boden bebt vom Tritt.
„Willkommen!“ schrien die droben, „wen bringt ihr da uns mit?“ –
„Gefangene Germanen!“ – „Wie die verächtlich schau!
Die sehn ja aus wie Sieger, nicht möcht' ich denen traun.“
Auf einmal aber schmetters herüber aus dem Tal –
„Das sind die lustigen Reiter, gegrüßt viel tausendmall!“
Und alle Blicke wenden, vom Klange froh erschreckt,
Sich nach dem Staubeswirbel, der noch die Schar bedeckt.

Da teilt der Wind die Wolke, und hoch auf weißem Roß
Im Waffenschmucke leuchtend, dem blanken Reitertroß
Voran mit wehendem Helmbusch, erscheint der Julian,
Und ein Jauchzen von der Mauer hallt über den ganzen Plan.

Wie innig der alternde Eichendorff sich mit der Wehrmacht verbunden fühlte, erhellt auch daraus, daß er seine besonders geliebte Tochter mit Freuden einem preußischen Krieger zutiefst ins Herz geschlossen hat.

Da ist es wohl verlockend, zuzusehen, wie solche Freude am Krieg und Kriegshandwerk in des Dichters Herzen entstand, aufkeimte und weiterblühte. In des Vaters Schlössern und Gärten, in den Wäldern, an den Flüssen und Teichen der Heimat, mitten unter dem Gewirre von lustigen Streichen und Spielen, von verliebten Gesellschaften, von nächtlichen Festen mit Windlichtern, von Jagden, Ritten und Reisen, an den Schulen und am Theater der Stadt Breslau konnte Joseph keine Kriegslust lernen. Der geliebte Vater Adolf zeigte von dem kämpferischen Blute, das in des sagenhaften, von König Heinrich I. angeblich zum Ritter geschlagenen Ahnherrn Adern pulste, wenig mehr. Und selbst der Niederbruch des Staates Preußen vom Jahre 1806 brachte der Familie Eichendorff das Furchtbare des Geschehenen noch nicht zum Bewußtsein. Erst als die Franzosen sich nach Schlesien wälzten und drohender Kanonendonner in das väterliche Hauptschloß hinein erscholl, packte der Ernst der Gegenwart die adelige Gesellschaft, und jetzt taucht in den so fleißig geführten Tagebüchern Josephs ein rasches Wörtchen der Verurteilung ihres Lebens auf: „untätig“ und „dumm“ schildert er es.

Sicher ist bei der nun anhebenden Hinneigung der jungen Dichterseele zum Kampfe eine Tatsache nicht unerheblich gewesen. An der Universität Halle hatten die Brüder Wilhelm und Joseph v. Eichendorff vom Mai 1805 bis Juli 1806 zwei Semester verbracht, die von hundert Anregungen, reichen Beobachtungen und romantischen Fahrten in die weite Welt erfüllt waren, und hatten sich dann am 1. August 1806 wieder nach Lubowitz in die süße Heimat zurückbegeben. Da meldete am 11. November dieses Jahres ein Bekannter der väterlichen Familie, Herr v. Poremsky, am 16. Oktober hätten die Franzosen die Stadt Halle im Kampfe eingenommen und Napoleon habe den Befehl gegeben, daß alle Studenten binnen 24 Stunden die Stadt räumen müßten. Von der Roheit, mit der Napoleon, nachdem die Franzosen zuerst versucht hatten, sich bei den Studenten anzubiedern, wegen gewisser Anzeichen für die Bildung eines bewaffneten Freikorps, die Studenten hatte auseinandertreiben und plündern lassen, mag v. Poremsky noch nichts gewußt haben. Aber für den Vater

Eichendorff genügte es, daß Napoleon die Schließung der Universität Halle verfügte. Nun mußte man daran denken, die Söhne an eine andere Universität zu schicken, und man faßte zuerst die Universität Dorpat ins Auge. So tat Napoleon, indem er das wundervolle hallische Studentenleben der Brüder Eichendorff jäh abbrach, ein erstes Mal in des Dichters Jugendgefühle einen heftigen Riß.

Napoleonisches Wesen und französisches Treiben mußten die Brüder Eichendorff jedoch noch genauer erfahren, als die Eltern sich entschlossen hatten, den Söhnen nicht Dorpat, sondern Heidelberg als weitere Universitätsstadt vorzuschreiben. Dadurch kamen die Jünglinge in die nächste Nähe von Elsaß, Rheinpfalz und Lothringen und fanden so leicht Gelegenheit, zu erkennen, wie urdeutsches Land und Volk von den Franzosen unterjocht war und seinem innersten Sein entfremdet werden sollte. Wieder zucken nur kleine Funken vaterländischer Gefühle in Josephs Tagebüchern auf, aber sie zucken doch auf. Als die Brüder am 17. Mai 1807 in Heidelberg eingezogen waren, trafen sie bald in einem Hotel alte Heidelberger Studenten an, sangen mit ihnen bis tief in die Nacht Burschenlieder und da wurde auch „dem Napoleon ein Pereat gebracht“. Josephs stiller Widerwille gegen den Korsen verrät sich weiter in zwei Bemerkungen, die er über das Auftreten der Adoptivtochter Napoleons, der badischen Herzogin Stephanie, geborenen Beauharnais (der vermeintlichen Mutter Kaspar Hausers), in der Stadt Heidelberg macht. Am 20. Juli 1807 stattete der badische Erbgroßherzog Heidelberg einen Besuch ab und der beobachtungslustige Joseph hatte dafür gesorgt, daß er alle Vorgänge dabei genau verfolgen konnte. Da heißt es denn im Tagebuch bei der Schilderung des Einzugs der Herrschaften: „Die Herzogin Stephanie fast zu frech“ und bei der Erzählung von einem Souper, das der badische Hof in offener Laube einnahm: „Die Augenkoketterie und das schmachtende Herzandrücken der Stephanie sehr notable.“

Ein Anlaß zu unmittelbarem Verspüren des französischen Fremdkörpers in uraltdeutschem Gefüge ergab sich, als nach Heidelberg die Kunde gekommen war, spanische Soldaten kämen nach Speyer. Rasch machten sich Studenten und andere Bewohner der Stadt nach der alten Domstadt auf und die Eindrücke, die Joseph von dort mitnahm, gipfeln in der Hervorhebung des schauerlichen Einblicks in die von den Franzosen geschändeten heiligen Kaisergräber des Domes von Speyer, in dem kurzen Bericht über die heimlichen Worte zweier pfälzischer Bauern, die er belauscht hatte: „Es ist nicht mehr auszuhalten!“ und in folgender Kennzeichnung der Stadt Speyer: „Ein rührender Trümmer alter deutscher Kraft und Herrlichkeit, die aber immer unbedeutender wird und bange Empfindungen erweckt.“

Eine ähnliche Stimmung ergreift Joseph, als er 1808 auf Wunsch des Vaters mit seinem Bruder eine Reise nach Paris unternahm und auf dem Hinweg durch Straßburg zog. Das kam ihm nicht mehr so deutsch und rührend vor wie Nürnberg, das er auf der Fahrt nach Heidelberg so altertümlich deutsch gefunden hatte, aber vom Straßburger Münster sagt er, es schaue noch immer nach der alten Heimat hinüber und mahne an eine alte ungetilgte Schuld.

So unterhaltend die Reise nach Paris und der Aufenthalt dort gewesen war, im Vordergrund stand für die Brüder doch das Studium verschiedener altdeutscher Handschriften von Volksbüchern, die nach Paris geraten waren, zugunsten der Volksbücherausgabe, die ihr verehrter Heidelberger Lehrer Görres damals veranstaltete. Daß die Zeit der französischen Ludwige und der französischen Revolution in der Seele Josephs keine günstigen Eindrücke, vielmehr Gefühle des Unheimlichen und Schauerlichen erweckte, das bezeugen die in trübe Glut getauchte Novelle „*Das Schloß Dürande*“ und das nicht minder schmerz-durchklungene Versepos „*Robert und Guiscard*“. Von der durch den Pariser Aufenthalt in den Brüdern Eichendorff ausgelösten patriotischen Mißstimmung spricht die Neuherausgabe der Lebensbeschreibung, die Eichendorffs ältester Sohn Hermann seinem Vater geweiht hatte, und sie weiß auch davon zu berichten, wie die Einförmigkeit der französischen Landschaften und des ganzen Lebens der Franzosen in den Jünglingen einen Heißhunger nach Deutschland hervorrief, dem sie schon in der großen Stadt selbst nach den alten treuen Klängen ihrer Muttersprache empfunden hatten. Um so größer war das Entzücken, als man auf der Rückreise nach Heidelberg wieder deutsches Grün, deutsche Gesichter, deutschen Frühling erblicken durfte.

Wie furchtbar schwer die ungesunde Luft der Jahre zwischen 1808 und 1812 auf Josephs ganzem Gemüt lastete, spricht der große Roman „*Abnung und Gegenwart*“ aus, der bis zum Bersten erfüllt ist von dem Drang nach einer reinigenden Entladung der politischen Atmosphäre. Auch die Tiroler Freiheitskämpfe von 1809 werfen ihre blutigen Scheine in das Getriebe der im Roman erzählten Vorgänge, und die beiden Helden Friedrich und Leontin werden in langwierige, bedrohliche Kämpfe gegen Feinde ihrer Heimat und ihrer Haltung verwickelt.

Damit war das Thema „Krieg“ in Eichendorffs Dichtung voll und laut angeschlagen. Aber schon vor dem Jahre 1812, in dem der Roman abgeschlossen wurde, war es mehrfach aufgeklungen. In den Jahren 1809 und 1810 schießt ein kämpferisches Gedicht um das andere auf dem Boden lebendiger Gefühle empor und heftige Worte erschallen gegen die falschen Götzen der Zeit, denen die Deutschen opferten. Den här-

testen, aber auch stärksten Ausdruck gewinnt die Leidenschaft des jungen Dichters in der „*Mahnung*“ von 1810. Da klagt der Dichter, daß die Gedanken nur ganz wenige als Krone deutschen Landes einsam wie Felsen aus dem allgemeinen Jammer ragen, da will er sich verzweifelnd in den Wald zu den alten Sagen alter Burgen flüchten und erhofft von dem dort rauschenden Strome Kühle des Herzens. Doch gerade dieser deutsche Strom und dieser deutsche Wald wehren dem Kleinmut:

Da hört' ich Strom und Wald dort so mich tadeln:
„Was willst, Lebendger du, hier überm Leben,
Einsam verwildernd in den eignen Tönen?
Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben.
Das will der alte Gott von seinen Söhnen!“

Ein so düster ernstes Antlitz wendet uns das Liedchen „*Auf dem Schwedenberge*“ – von 1810? – noch nicht zu! Da wehen zwar die Fähnlein und sitzen reisige Reiter am Bächlein, gehen Trommeln und brechen Pfeifen drein, stürmt manch wilde Brust dahin, schallen auch Gesänge von Freiheit, aber es nimmt doch auch die Marketenderin flüchtige Küsse, man zecht, tobt, lacht, alles ist voller Lust. In dem Gedichte „*Lieber alles*“, das sich in egmontischem Soldatenrhythmus hinschwingt, heißt es: „Soldat sein ist gefährlich“ und will der Dichter neben dem „guten Schwert zur Seiten“ doch auch die Laute in der Rechten führen. Aber auch 1810 schon ist von heiligem Kampf die Rede, von „Zorn“ über das Geschlecht von Zwergen, die in der Zeiten Strom ersaufen. Im „*Gebet*“ fleht er:

Laß die Ketten mich zerschlagen,
Frei zum schönen Gottesstreit
Deine hellen Waffen tragen!

Aus 1810 stammt ferner der Ruf „*An die Meisten*“:

Ist denn alles ganz vergebens?
Freiheit, Ruhm und treue Sitte,
Ritterbild des alten Lebens,
Zog im Lied durch eure Mitte
Hohnverlacht als Don Quixote;
Euch deckt Schlaf mit dumpfer Pfote
Und die Ehre ist euch Zote.

Das Gedicht schließt:

Einen Wald doch kenn' ich droben,
Rauschend mit den grünen Kronen,
Stämme brüderlich verwoben,
Wo das alte Recht mag wohnen.
Manche auf sein Rauschen merken,
Und ein neu Geschlecht wird stärken
Dieser Wald zu deutschen Werken.

So loht aus dem Bilde des alten deutschen Rittertums, einem Bilde, das nun oft und verschieden in den Liedern schwebt, und aus dem Bilde des ewig jungen deutschen Waldes, das jetzt auch in dem ewigen Liede „*Wer hat dich, du schöner Wald?*“ zum Gelöbnis deutscher Treue hinführt, glühender und glühender die Morgenröte tiefer Kampfsehnsucht empor. Von 1812 bis 1815 ersteht eine Reihe von Liedern, die immer wieder von dieser Sehnsucht Kunde geben. Ich weise nur auf einige hin.

Als 1812 Napoleons russischer Feldzug übel geendet hat, singt der Dichter:

So Wunderbares hat sich zugetragen;
Was aus uralten Sagen
Mit tiefverworrener Gewalt oft sang
Von Liebe, Freiheit, was das Herz erlabe,
Mit heller Waffen Klang,
Es richtet sich geharnischt auf vom Grabe
Und an den alten Heerschild hat's geschlagen,
Daß Schauer jede Brust durchdrang.

Der Erwartung auf Mitsstreiten und Mitleiden gibt Eichendorff die Erfüllung, als Friedrich Wilhelm III. am 3. Februar 1813 seinen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen hatte. Am 3. April dieses Jahres bricht der Dichter von Wien aus, wo er noch von seinen juristischen Prüfungen her geweilt, auf und läßt sich am 29. April in das III. Bataillon des Lützowschen Freikorps einstellen. Das Gedicht „*Aufbruch*“ zeigt den Dichter, wie er alle dichterische Lyrik hinter sich wirft und mit dem Rufe: „Blast, Trompeten! Frisch mein Pferd!“ den Kampf aufsucht. Mehrere Lieder und manche stolze Erinnerung gelten dem frischen Leben der Lützowschen Jäger. Nach dem dann erfolgten Waffenstillstand trat Eichendorff am 14. Juli 1813 aus der Freischar aus, suchte aber alsbald um Aufnahme in das große preußische Heer nach. Am 7. Oktober des gleichen Jahres wird er Leutnant im 17. schlesischen Landwehr-Regiment, ist von Jänner bis Anfang Mai 1814 mit bei den Besatzungstrup-

pen von Torgau, wird aber, den Zeitverhältnissen entsprechend, auch wieder beurlaubt. Diese Zeit der Untätigkeit brandmarkt das Gedicht „*Unmut*“, das da mit den Worten schließt:

In lichtem Glanze wandelt
Der Helden heil'ger Mut,
Es steigt das Land verwandelt
Aus seiner Söhne Blut.

Auch mich füllt männlich Trauern,
Und muß in Sehnsuchtschauern
Mit euch bei Deutschlands Weh'n –
Hier ruhmlos untergehn.

Jetzt jedoch faßt er den „Entschluß“, es durchzusetzen, daß er gleich andern „im Rossesbügel“ stehen kann, „des Lebens höchste Güter zu erjagen“. Da ruft er:

Nur zu, mein Roß! wir finden noch zum Ziele!

Zum 2. Dezember 1814, dem Tage, an dem Eichendorff ganz aus dem Kriegsdienst entlassen wurde, bemerken die „*Annalen*“, die der vom Sohne Hermann herrührenden Lebensbeschreibung wohl durch Karl von Eichendorff angehängt sind: „Gedicht Soldatenlied entstanden (wohl der schönste Schlachtgesang der Romantik).“ Das Lied verdient, ganz hierher gesetzt zu werden:

Was zieht da für schreckliches Sausen,
Wie Pfeifen durch Sturmes Wehn?
Das wendet das Herz recht vor Grausen,
Als sollte die Welt vergehn.

Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan.

Sie prangt in schneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die gibt dem hohe Freude,
Wen Gott ihr angetraut.

Sie haben sie recht umschlossen,
Dicht Mann an Mann gerückt,

So ziehen die Kriegsgenossen
Streng, schweigend und ungeschmückt.

Wie Gottes dunkler Wille,
Wie ein Gewitter schwer,
Da wird es ringsum so stille,
Der Tod nur blitzt hin und her.

Wie seltsame Klänge schwingen
Sich dort von der Waldeshöh!
Ja, Hörner sind es, die singen
Wie rasend vor Lust und Weh.

Die jungen Jäger sich zeigen
Dort drüben im grünen Wald,
Bald schimmernd zwischen den Zweigen,
Bald lauernd im Hinterhalt.

Wohl sinkt da in ewiges Schweigen
Manch schlanke Rittergestalt,
Die anderen über ihn steigen,
Hurrah! in den schönen Wald.
Es funkelt das Blau durch die Bäume –
„Ach, Vater, ich komme bald!“

Trompeten nun hör' ich werben
So hell durch die Frühlingsluft,
Zur Hochzeit oder zum Sterben
So übermächtig es ruft.

Das sind meine lieben Reiter,
Die rufen hinaus zur Schlacht,
Das sind meine lustigen Reiter,
Nun, Liebchen, gute Nacht!

Wie wird es da vorne so heiter,
Wie sprühet der Morgenwind,
In den Sieg, in den Tod und weiter,
Bis daß wir im Himmel sind!

Fast ists, als deute Eichendorff mit dem Bilde von der Braut und mit dem Hinweis auf den Tod junger Helden nach Körner hin, der im August 1813 als Lützowscher Jäger fiel. Joseph hatte ja den nur drei Jahre jüngeren Altersgenossen 1812 in Wien kennengelernt. Wir finden so Eichendorff im Wettbewerb mit dem Dichter der hinreißenden Kriegslieder, denen Karl Maria v. Weber ewiges Leben verliehen hat. Aber Eichendorffs Sinnen und Trachten war nicht auf gesellschaftliche Sangbarkeit seiner Lieder gerichtet. Er wollte da nur ganz persönliche Bekenntnisse seines innersten vaterländischen Fühlens geben. Packen uns Körners Gesänge kraftvoller und lauter an, so greifen uns Eichendorffs feine, fast gemütsschwere, manchmal sogar herbschöne Töne mit innigerem Griff ins Herz hinein.

Das Jahr 1815 ruft unsern Dichter von neuem auf den Kriegsplan. Am 1. März dieses Jahres war Napoleon seinem Verbannungsorte Elba entronnen und nach seinem geliebten Frankreich zurückgekehrt. Da hielt es auch den erst kürzlich vermählten Joseph v. Eichendorff nicht länger in den Armen der heißgeliebten Gattin, die schon als Braut den Bräutigam öfter dem Vaterlande hatte leihen müssen. Joseph begab sich am 22. April zum Blücherschen Hauptquartier und machte den neuen Feldzug bis weit über Paris hinaus mit. Hatte das frischbewegte Lied „*Appell*“ von etwa 1813 mit den Worten geendet:

Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, üben Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!,

so machte das unser Dichter im Jahre 1815 wahr. Wohl hatte seinem Regiment das Geschick es versagt, an ganz großen Kampfhandlungen wie die Schlacht von Waterloo teilzunehmen. Aber seinen Mann hat der Dichter auch jetzt gestanden, und er hat, was voll anzuerkennen ist, als es vor Waterloo noch nicht um Schlachten, sondern um die Formierung und Ausrüstung eines Landwehr-Regiments am Niederrhein ging, sich dieser Aufgabe ebenso eifrig hingegeben, als wäre er zum blutigen Tanze geschritten. Nach Napoleons im Juni erfolgter endgültiger Thronentsagung hieß es 5 Monate lang die Pikardie besetzt zu halten, und erst am 12. Jänner 1816 verließ der Dichter, nachdem er seine Kompanie bis nach Krefeld geführt, mit der Auflösung des Regimentes den Heeresdienst. Die dauernde und fördernde Freundschaft, die ihm Gneisenau gewährte, ist das schönste Zeugnis für seine Bewährung.

Die nun angebrochene lange Friedenszeit gab Eichendorff nur mehr Gelegenheit, in der Dichtung dem Kriege zu huldigen. Die um 1815 begonnene Novelle „*Das Wie-*

dersehen“, die, wie die *Historisch-kritische Ausgabe* sich ausdrückt, auf dem Hintergrund der Freiheitskriege ruht und Eichendorffs unbefriedigten kriegerischen Ehrgeiz früherer Jahre mitdurchblicken ließ, ist leider nie vollendet worden. Sie würde uns Wertvollstes über Josephs innerste Haltung enthüllt haben.

Wenn Eichendorff heute lebte, würde er, das ist sicher, mit heißem Atem sich einem der drei Wehrmachtsteile angeschlossen haben. Er würde im jähen Zusammenbruch Frankreichs eine gerechte Strafe für Ungerechtigkeit und Siegerübermut erkennen. Er würde mit starker Verbissenheit auf die Niederringung des perfiden Albion warten. Das Wesen der Engländer, die er in der Heidelberger Studentenzeit zu beobachten mußte hatte, war ihm von da an wegen ihrer künstlichen Steifheit zuwider; er nennt steifes Wesen „britisierend“, und in die große Novelle „*Dichter und ihre Gesellen*“ stellt er die halb lächerliche, halb ärgerliche Figur eines englischen Phantasten hinein, der eine nicht eben erfreuliche Rolle spielt. Wir von heute harren geduldig auf das, was sich aus dem brütenden Nebel der Ereignisse und Verhältnisse für Europa und die ganze Erde neu gebären soll. Auch Eichendorff, der bereits dem Führergedanken einmal klaren Ausdruck verliehen hat, würde darauf vertrauen, daß unser Führer ein anderes und segensreicheres Werk des Friedens zustande bringen wird als der Wiener Kongreß.

Wer war das ungetreue Müllerstöchlein?

Von Dr. Konrad Karkosch

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Eichendorffschen Romanze vom „*zerbrochenen Ringlein*“

Zahlreiche Mühlen erheben auf die Ehre Anspruch, Joseph von Eichendorff zu seinem schönsten und volkstümlichsten Lied „*In einem kühlen Grunde*“ angeregt zu haben. Von allen diesen sächsischen, westpreußischen, rheinischen, mährischen und schlesischen Mühlen können allerdings nur zwei in den engsten Wettbewerb treten. In beiden Fällen handelt es sich um eine alte, romantisch gelegene Mühle, die sich in einem schattigen, kühlen Grunde befand und deren mächtiges Speichenrad von einem Bach getrieben wurde. In beiden Mühlen wohnte nachweislich ein schönes Müllerstöchlein, das den jungen Dichter liebte und von ihm innig wiedergeliebt wurde, ihm aber die versprochene Liebestreue brach. Es sind dies die Kornmühle im Wygontal bei Lubowitz, dem Geburtsort Eichendorffs, und die Ölmühle in Rohrbach bei Heidelberg, wo der junge Eichendorff studierte.

Das Volkslied „*In einem kühlen Grunde*“ ist im Hinblick auf beide genannten Mühlen bzw. ungetreuen Müllerstöchter bereits Gegenstand von verschiedenen literarischen Bearbeitungen geworden. Die Geschichte von der freud- und leidvollen Liebe zwischen Eichendorff und der Müllerstochter aus dem Wygontal hat z. B. Hugo Gnielczyk in seiner Eichendorff-Novelle „*Das zerbrochene Ringlein*“ (Oppeln 1923) behandelt; die Geschichte der tragischen Liebe Eichendorffs zur Müllerstochter aus der

Dr. Konrad Karkosch hat ein zweites Eichendorff-Spiel vollendet, und zwar ein fünftaktiges Spiel um den jungen Eichendorff mit dem Titel „*Das Lied von der Untreue*“ (*In einem kühlen Grunde*). Dieses Spiel, dem eingehende Quellenstudien zugrunde liegen und das den neuesten Stand der Eichendorff-Forschung berücksichtigt, hat die große Liebe Eichendorffs zu Müllerstöchtern aus der Wygonmühle bei Ratibor und aus der Rohrbacher Mühle bei Heidelberg, sowie die schwärmerische Liebe zur schönen Frau Hahmann, die in Ratibor lebte und den jungen Eichendorff bezauberte, zum Inhalt. Die große und zum Teil tragische Liebe des jungen Dichters zu diesen drei Frauen, die in seinem Leben in einzigartiger Weise eine Rolle gespielt haben, hat in diesem Spiel „*Das Lied von der Untreue*“ (*In einem kühlen Grunde*) seine erste dramatische Gestaltung erfahren. Die fünf Akte spielen vor der Wygonmühle, im Schloßpark und im Lusthaus von Lubowitz, in der Studentenwohnung Eichendorffs in Heidelberg und abschließend wieder vor der Wygonmühle bei Ratibor.

Rohrbacher Ölmühle der Eichendorff-Forscher Otto Michaeli in seinen Gedichten „*Eichendorffs Abschied von Kätchen von Robrbach*“, „*Abend am Mühlbach*“ und „*Aus der Ferne*“ („*Der Wächter*“, 1926/27, 1928).

Es erhebt sich nun die Frage: Welche von beiden Mühlen, bzw. welche von beiden ungetreuen Müllerstöchtern haben den jungen Eichendorff zu seiner Romanze „*In einem kühlen Grunde*“, die erst später – etwa vor 1812 in Lubowitz entstanden ist – angeregt, da für beide Fälle überzeugende Belege und Tatsachen aufzuzeigen sind? Alle bisher erschienen literarischen Bearbeitungen dieser Romanze fußen auf einer dieser beiden Ansichten.

Die Annahme, daß die Müllerstochter aus dem Wygontal das eigentliche ungetreue Liebchen ist, stützt sich nicht bloß auf den Volksmund und die alte Überlieferung, daß die Wygonmühle tatsächlich der Schauplatz der großen Liebe Eichendorffs zur schönen Müllerstochter und zugleich der Schauplatz der tragischen Untreue gewesen ist, sondern auch auf die Angaben des Lehrers Joseph Onderka in Ratibor, die Joseph Nowack in den Erläuterungen der von ihm herausgegebenen „*Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorff*“ (Groß-Strehlitz 1907) anführt:

„Der 87jährige Lehrerveteran Joseph Onderka in Ratibor, dessen Vater Johannes 1820 auf die Präsentation der Mutter unseres Dichters als Lehrer nach Lubowitz kam und der 1849 dort dem Vater im Lehramt folgte, teilt mir mit, es sei ihm oft erzählt worden, daß Eichendorff, bevor er auf die Universität kam (also vor Mai 1805), und auch als Student (also ab Herbst 1806) von Lubowitz aus sehr oft Spaziergänge nach dem zu Lubowitz gehörenden Walde unternommen habe. Auf dem Wege dahin mußte er bei einer Mühle vorbei, die in einem schönen Tale, Wygon genannt, liegt und einem Müller mit Namen Kubitta, der gut deutsch sprechen konnte, gehörte. Der Dichter nahm in der Mühle gern eine Erfrischung, bestehend aus einem Glase Milch, entgegen, die ihm von den anmutigen Müllerstöchtern kredenzt wurde, und soll die romantisch gelegene Mühle in dem bekannten Liede verewigt haben.“

Hugo Gnielczyk läßt in seiner Novelle die Liebesgeschichte während eines Ferienaufenthaltes Eichendorffs in Lubowitz spielen, und zwar in der Zeit zwischen der Rückkehr aus Halle (Herbst 1806) und der Abreise nach Heidelberg (Frühjahr 1807). Die Untreue bzw. die Heirat der Müllerstochter mit dem Nebenbuhler erfolgt während seiner Abwesenheit, d. h. während der Heidelberger Zeit.

Es ist interessant, darauf hinzuweisen, auf welche Weise Gnielczyk in seiner Novelle die Untreue der Müllerstochter, der er den Vornamen „Gertrud“ gibt, motiviert und

begreiflich macht. Hierzu einige entsprechende Stellen aus der Novelle „Das zerbrochene Ringlein“:

„Er (Eichendorff) beugte sich noch einmal zu ihr hinab, um sie zu küssen. Da ging die Tür auf, und die Mutter trat ein. Sie tat, als hätte sie nichts gesehen. Als aber Joseph fortgefahren war, machte sie Gertrud heftige Vorwürfe, wie sie als einfaches Mädchen sich mit dem Baron nur einlassen könne. Sie soll ja nicht denken, er werde sie heiraten, und zu Liebeständeleien sei sie nicht da.“

*

„Joseph, vergib mir! Ich habe dir etwas verschwiegen.“ Wie süß ihre Stimme klang! Jetzt, da er sie verlassen wollte, merkte er wie zum ersten Male den Zauber ihrer Stimme. „Ehe du mich verurteilst, höre mich an! – Ich habe dir schon meine Mutter geschildert. Sie will durchaus, daß ich jenen Jäger heirate. Ich gestehe es, daß ich schon lange mit ihm verkehrt habe, er mir aber nie gefiel. Ich habe ihm niemals Hoffnung gemacht!“

*

„Ach, Joseph, mit uns ist es aus. Die Mutter, die Mutter! Sie beherrscht uns alle. Wiczorek (der Jäger) wird kommen und uns verraten.“ – „Und wenn ich heute noch vor deine Eltern hintrete und sage: Gebt mir eure Gertrud zur Braut! Was dann?“ – „Nein, nein, geh, geh! Wir sind noch zu jung. Das ist unsere einzige Rettung. Ich werde immer der Mutter sagen: Ich bin noch zu jung. Derweil hast du ausstudiert, und dann kommst du mich holen, nicht wahr?“ – „Ja, dann kauf ich mir ein Gut, und wir leben zwischen Wald und Feld, wie du es dir wünsch.“ – Durch diesen Hoffnungsblick wurden beide wieder froh. Beim Abschied rief sie ihm noch nach: „Ich bleibe dir ewig treu!“

*

Die Annahme, daß die Müllerstocher aus der Rohrbacher Ölmühle die eigentliche ungetreue Liebste gewesen ist, stützt sich gleichfalls auf den Volksmund, vor allem aber auf die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Eichendorff aus der Zeit, während der er in Heidelberg studierte (Frühjahr 1807 bis Sommer 1808). Das Tagebuch gibt uns unmittelbar Kunde von dem tragischen Herzensroman Eichendorffs mit der ungetreuen Müllerstochter Kätchen Förster aus der Ölmühle in Rohrbach. Diese in Betracht kommenden Aufzeichnungen lauten: 31.1.1808. „Die letzten 8 Tage zum Tode betrübt.“ – 7.2.1808. „Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Isid(orus) etc. Wie wir zurückkehren, geht K. (gemeint die Müllerstochter Kätchen)

mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein Nachrennen und Einholen. Großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Herzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im Ochsen. Trüber Tag. Die Laden dunkel. Zu. Rauschen des Baches draußen. Nach kurzem Harren herzlich munterer Rückweg.“ – 10.2.1808. „Nach großem Zank von gestern nach Rohrbach früh weg. Herzerreißende Resignation. – Unsägliche Bangigkeit.“ – 21.2.1808. „Abends mit K. aus. Schöner Sternenschein.“ – 28.2.1808. „Fast keine Briefe von Hause. Große, große Schmerzen.“ – 19.3.1808. „Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Ich den ganzen Nachmittag unten in der Stube. Plage mit dem Kinde.“ – 27.3.1808. „Dann schnell möglichst nach Rb. Wieder beim Vater, und Wein u. Nüsse. Überall protestantische rotkäppchenartige Sonntagsruhe fast mystisch. Darauf – nach Hause. Traurig.“ – 29.3.1808. „Das böse Weib.“ – 3.4.1808. „Als ich eben vom Spaziergange zurückkam, K. mit Schwester und Kameradin nach Rb. hinaus, unerwarteterweise Heidelberg ganz verlassend. Schöner warmer Abend. K. umschlungen und sehr lieb. An der wohlbekanntem Hecke am Bache langer herzlicher Abschied. Durch die Dämmerung mit Pollux schnell nach Hause.“

Von diesem Tage brechen die Aufzeichnungen über K. vollständig ab. Auf Grund der Nachforschungen von Otto Dyroff, die er in seinem Aufsatz „*Zur Komposition von Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“*“ („*Der Wächter*“ 1926/27) wissen wir, daß die Müllerstochter Kätchen noch im hohen Alter eine bemerkenswert schöne Frau gewesen ist. Sie hat sehr spät geheiratet, und zwar einen Vetter, den Adlerwirt. Otto Michaeli hat in seinem Aufsatz „*Das Kätchen von Rohrbach*“ („*Der Wächter*“ 1928) die Nachforschungen Dyroffs weitergeführt.

Interessant ist es nun, zu erfahren, wie Otto Michaeli in seinen Gedichten über diese freud- und leidvolle Jugendliebe Eichendorffs die Untreue der schönen Müllerstochter motiviert und verständlich macht. Hierzu folgende Stellen aus diesen Gedichten:

Kätchens Gute Nacht an Eichendorff

Du sagst, du kannst mich nie und nimmer lassen,
Willst lieber sterben, als mich scheiden sehen.
Doch wo kann zwischen uns ein Bündnis werden?
Großmutter freilich ist dir herzlich gut,
Der Vater auch. Doch all die andern schmählen
In ihrem Bauernstolz die Müllersdirn,

Die sich dem Freiherrn an das Herz geworfen.
Warf ich an dich mich weg? Wir wissen's besser.
Und unsere Herzen schlagen eins in eins.
Der Vetter, der vom Adler, ist der ärgste,
Der bringt mir auch die andern noch herum.
„Wie kannst du, ein lutherisch Bürgermädchen,
Auf den Baron aus altem Adel hoffen,
Wie würden seine Eltern dich empfangen,
Wenn du es wagtest, ihrem Schloß zu nahen
Als ihres Sohnes Liebste oder Braut?
Mit Hunden würden sie vom Hof dich hetzen!“
So hart, ich weiß, sind deine Eltern nicht.
Doch aber würde schon dein bloßer Vorsatz,
Sich an mich einfach Müllerskind zu binden,
Dir gleich wie ihnen bitt're Tage schaffen.
Und dann, wie paßt zum Träumer und zum Dichter,
Des' Denken in den höchsten Himmel schweift,
Die ungelehrte, schlichte Waldestochter,
Die lieber als mit Büchern – mit den Tannen,
Den Eichen und den Buchen Zwiesprach hält! –

*

Wärst, Liebster, du ein armes Müllersbürschlein,
Weiß Gott, im Herbst schon sollte Hochzeit sein, –

*

Doch geh jetzt fort, denn durch die Blätter seh' ich
Den Vetter drüben um die Mühle schleichen,
Daß er dem Vater Böses von uns melde.
Komm lieber morgen in der Frühe wieder!
Großmutter gibt dir wieder Wein und Nüsse. –
Nimm dir Küsse mit von diesem Munde,
Den nie vor dir ein andrer noch geküßt
Und keiner küssen wird als du allein.

*

Geh hin in Gott! Es ist schon Nacht im Walde.
Doch's Kätchen, Liebster, segnet deinen Weg
Und bleibt dir treu ans Ende aller Tage.

Es ist begreiflich, daß beide Auffassungen auch dramatische Bearbeiter gefunden haben. Ich denke nur an das Singspiel „*In einem kühlen Grunde*“ von Hohenstatter, in dessen Mittelpunkt Eichendorff und die Müllerstochter von Rohrbach stehen, bzw. an das operettenhafte Singspiel „*In einem kühlen Grunde*“ von Kirchner-Gottscheid, das die Liebe Eichendorffs zur Müllerstochter aus dem Wygontale bei Lubowitz zum Inhalt hat. Zwei gleiche Titel, aber das ungetreue Liebchen ist jeweilig eine andere Müllerstochter und der Ort der Handlung eine andere Wassermühle.

Angesichts der beiden angeführten Tatsachen, vielmehr trotz dieser beiden Tatsachen möchte ich im Hinblick auf die Entstehung der Eichendorffschen Romanze „*Das zerbrochene Ringlein*“, die bereits Karl Freiherr von Eichendorff in seinem Aufsatz „*Eichendorffs Romanze ‚Das zerbrochene Ringlein‘*“ (*Eichendorff-Kalender* 1924) untersucht hat, auf folgende Lösung, die mit gleichem Recht auftreten kann, hinweisen. (Karl Freiherr von Eichendorff hat in seinem Aufsatz das Liebesverhältnis zu Kätchen von Rohrbach überhaupt nicht berücksichtigt.)

In der Zeit vor dem Studium in Halle, also in der Zeit bis zum 20. April 1805, erlebte Joseph von Eichendorff als 17jähriger mit der Müllerstochter aus dem Wygontale bei Lubowitz seinen ersten Liebesroman. Als Eichendorff nach 1 ½ Jahren von Halle in die Heimat zurückkehrte, fand er sein Liebchen verheiratet vor. In seinem Schmerz ging er – gleichsam um sich von dieser Enttäuschung zu befreien und um sein Liebesleid zu betäuben – um so leichter in die Liebesnetze, die Frau Hahmann, die Frau eines Ratiborer Justitiars, um ihn und um seinen Bruder Wilhelm gesponnen hatte. Die Abreise nach Heidelberg am 4. Mai 1807 machte dieser schwärmerischen Liebe Eichendorffs zur Frau Hahmann ein Ende. In Heidelberg nun verliebte er sich wiederum in eine schöne Müllerstochter, die in der romantischen Ölmühle in Rohrbach wohnte. Diese neue Liebe rief aber die erste Liebe, die Liebe zur Müllerstochter aus dem Wygontale, wieder wach. Er hatte somit in der Nähe von Heidelberg ein zweites Wygontal gefunden, das ihn an seine Heimat und an seine erste Liebe erinnerte. Es ist interessant zu wissen, daß Eichendorff aus Sehnsucht nach seiner oberschlesischen Heimat viele Gegenden, Ortschaften und Wege, die der heimatlichen Landschaft ähnelten, mit Namen aus seiner Heimat benannt hat. Die Eintragungen in sein Tagebuch bezeugen dies eindeutig: „Heidelberg, 13.9.1807. Nachmittags aber ergriffen wir, um den doch sonst immer so fröhlichen Ablaßtag nicht ganz ungefeiert

zu lassen, Hut und Pfeife und gingen allein über Harras, Stift Neuburg und das lange Ziegelhausen immer fort und fort auf Lubowitz (!) zu in das enge dunkle Felsental hinein.“ – „18.9.1807. Um diese Zeit auch unsere Spaziergänge gleich Nachmittags auf der Mannheimer Chaussee, wo alles voll Nüssen lag, die überall von den Bäumen gehauen wurden, bis Niedane (!) – und dann zurück wieder ins alte dunkle Joch.“ – „5.10.1807. Aßen wir schon um 11 Uhr zu Mittag und wanderten dann um 12 Uhr, mit Pfeifen etc. versehen, allein und zu Fuß zum ersten Male Mannheim zu. Ein Nebel lag über dem Neckartale hinter uns, als wir durch unser Niedane (!) (Bivelingen) wanderten, aber über uns und in uns wurde es immer heiterer, je weiter wir auf der schönen Chaussee durch die gartigen Gegenden gingen.“

Man kann darum mit Recht annehmen, daß Eichendorff in der Rohrbacher Mühle mit der Müllerstochter Kätchen Förster eigentlich seinen alten, d. h. seinen ersten Herzensroman mit der Müllerstochter aus dem Wygontale von neuem erlebt hat, denn auch Kätchen wurde wie die erste Geliebte ihm untreu. Und Jahre darauf entstand in seiner oberschlesischen Heimat sein unsterbliches Lied von der ungetreuen Geliebten.

Danzig im Liede Eichendorffs

Von Walter Hildenbrandt

Unter den Stätten großer nationaler Überlieferung im deutschen Osten nimmt Danzig seiner baukünstlerischen Bedeutung wegen eine besondere Stellung ein. Durch das Schaffen kunstsinniger Geschlechter ist hier in Jahrhunderten ein einzigartiges Stadtbild entstanden.

Kein Wunder, daß es vor allem Künstler immer wieder reizte, diese Schönheiten im Bilde festzuhalten! So hat der Danziger Johann Carl Schultz, der mit Theodor von Schön befreundet war, in seinem Lebenswerk „*Danzig und seine Bauwerke in malerischen Originalradierungen*“ Unvergängliches geschaffen. Neben der Bildenden Kunst war es die Dichtung, die den ganzen Reiz dieses Stadtbildes zu erfassen und festzuhalten suchte. Ein gottbegnadeter Dichter, den Danzig unwiderstehlich mit dem Zauber seiner Schönheiten durchdrang, er dankte für solche Offenbarung durch sein unsterbliches Lied: es war Eichendorff.

Nach seinem ersten Danziger Aufenthalt in den Jahren 1821 bis 1824 fühlte sich Eichendorff mit Danzig dauernd verbunden. Wer sich mit der Familiengeschichte des Dichters beschäftigt, wird feststellen können, wie gerade seit dem Jahre 1837 vieles dazu beitrug, die alten Erinnerungen wieder wach werden zu lassen. In diesem Jahre nämlich vermählte sich seine Tochter Therese mit dem Danziger Hauptmann Ludwig Besserer von Dahlfingen. Ein Jahr später trat sein Sohn Rudolf nach dem Besuch der Gymnasien in Berlin, Braunschweig und Glatz, 19 Jahre alt, in Danzig beim 5. Infanterieregiment ein. Ja, im Oktober 1838 weilte Eichendorff selbst für kurze Zeit wieder in der alten Hansestadt, um seine dort lebenden Kinder zu besuchen. Im Jahre 1839 kam auch sein älterer Sohn Hermann, der damals 24 Jahre alt war, nach Danzig, wo er einige Jahre als Oberlandesgerichts-Auskultator tätig war. Im Februar 1840 konnte er seinem Vater eine Schilderung des Durchbruchs der Weichsel bei Neufähr mit einer Kartenskizze senden. Was aber Eichendorff für längere Zeit wieder hierher führen sollte, war der Auftrag des preußischen Königs, eine Denkschrift über die Wiederherstellung der Marienburg zu schreiben. So wurde der Geheime Oberregierungsrat nach Danzig beurlaubt, traf hier Anfang Mai 1843 ein und wohnte zunächst Sandgrube 399. Die alte Hansestadt, in deren steinernem Gesicht

man wohl schon einige biedermeierliche Züge entdecken mochte, sie nahm den Dichter wieder auf in ihre Gassen.

War es ein Zufall oder beweist es nicht vielmehr, daß Eichendorff damals eine der repräsentativen Gestalten des deutschen Geisteslebens war, wenn sich dieser Mann kurz vorher für die Vollendung des Kölner Doms einsetzte, dieses erhabensten Denkmals deutscher Baukunst im Westen? „So trete denn das deutsche Volk“, schrieb Eichendorff 1842 in dem Aufruf des Berliner Vereins für den Kölner Dombau, dessen Protektorat Friedrich Wilhelm IV. übernahm und zu dessen Vorstand neben Eichendorff auch Cornelius und Rauch gehörten, „in allen seinen Stämmen und Gauen zusammen, soweit die deutsche Zunge reicht, und stifte seiner Eintracht und christlich brüderlichen Liebe ein neues Denkmal, welches mit dem Gedenkzeichen der zusammenwirkenden Volksstämme geschmückt, Deutschlands ernsten Willen verkünde, daß dieser Tempel stets auf deutschem Boden und unter deutscher Obhut stehen soll.“

Die Denkschrift über die Wiederherstellung der Marienburg nun, dieses gewaltigsten Baudenkmals im Osten, gab ihm Gelegenheit, den ihm seit langem lieb gewordenen Stoff nochmals zu behandeln. Erst die Romantik – und hier zeigt sich die innere Regeneration des Gesamtlebens in jener Zeit – hatte für die geschichtliche Bedeutung und für den künstlerischen Wert der Marienburg volles Verständnis. „Die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmählich hineinlebt“, Eichendorff weiß sie in malerischen Impressionen meisterhaft festzuhalten, und mit Recht hält er jene Geschlechter für die kunstsinngigsten, „die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunstdenkmalen geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren“.

Bedenken wir doch, daß Eichendorff dieses in Danzig niederschrieb! Konnte er hier nicht auch mit den Göttern verkehren, mußte er, der Künstler, nicht ehrfürchtig vor sie treten? Er tat es. Der Kölner Dom, die Marienburg und Danzig, dieser Dreiklang im Schaffen Eichendorffs ist so schön, daß wir ihn nun nicht mehr überhören wollen!

Wie ein kleines Ölgemälde neben einem gewaltigen Fresko entstand 1843 sein wundervolles Lied:

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

[Eichendorffmühl bei Ratibor, Wygonmühle. Sammelbecken für die Wygonmühle. Lichtbilder Jüttner / Danziger Gedichte Eichendorffs, 1843, nach dem Original verkleinert. – Silberhammer bei Danzig zur Zeit Eichendorffs, zeitgenössische Zeichnung von Palubicki. Deutsches Eichendorff-Museum Neißel]

Träumerisch der Mond drauf scheint,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinet
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen
Über alle Häuser weit
Nur des Meeres fernes Rauschen,
Wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht.

Wahrlich, im Werke Eichendorffs beginnt der Raum des Ostens zu klingen, und jeder Danziger kennt diese Verse, die seiner schönen Heimat gelten. Wer aber einen Blick auf das Manuskript des Dichters wirft, das sich heute im Deutschen Eichendorff-Museum in Neiße befindet, der wird, überrascht, staunend und ergriffen, vom Dichter in eine noch weitere, umfassendere Traumwirklichkeit geführt. Machen wir uns zunächst einmal klar, wie diese ursprüngliche Traumwelt Eichendorffs aussah!

Erste Fassung

Nachts in Danzig (1843)

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Thürme tief aus Nebeln sehn,
Steinern' Bilder wie Gespenster,
An den stillen Thüren stehn.

Und der Mond macht seine Runde,
Weil die Stadt ihm so gefällt,
Als läg versteinet da im Grunde
Wie 'ne alte Märchenwelt.

Wind steigt hurtig ohne Leiter
In die Fensterlunken aus und ein,
Wetterhahn erzählt es weiter
– plaudert mit darein

Vor den Fenstern in den Rüstern
Auch die Wipfel sind erwacht,
Weiß nicht, was sie heimlich flüstern
Miteinander in der Nacht.

Plötzlich wieder tiefes Lauschen,
Über die stillen Häuser weit
Hört man's Meer herüberrauschen,
Wunderbare Einsamkeit!

Und durch Nebel, die zerfahren,
Halb im Traum der Rasthurm sieht:
„Schiffer, woll dich Gott bewahren,
der da draußen vorüberzieht!“

Verfolgen wir nun, wie Eichendorff das Ganze zunächst noch erweitert. Da gehören zu Strophe 1 und 2 der 1. Fassung noch folgende Verse, die das Unheimlich-Phantastische („Steinern Bilder wie Gespenster“) in einem neuen Motiv (dem Motiv des *Marmorbildes*?) festzuhalten suchen.

Steht ein prächtiges Haus verfallen,
Wohnen keine Leut' im Haus,
Schaut ein Fräulein aus der Halle
Sieht nicht wie lebendig aus.

Und die Stimmen, die wie leiser Gesang in jener Stille ertönen, der Dichter kennt sie, sie sind ihm vertraut.

Ja, jetzt weiß ich's, was die Rüstern
Und wollen bei stiller Nacht,
Ihr Gebet sie flüstern,
Loben Gott, wenn niemand wacht.

Das Thema wird aber damit nicht erschöpft, das Gesamtbild wird noch erweitert: auch das gigantische des Stadtbildes wird von Eichendorff erfaßt. Da lesen wir denn, völlig überrascht, folgende Verse:

Wie eine riesenhafte Burg
Liegt es in der stillen Nacht.
Auf dem Rasthurm der qu. Ritter
auf der Wacht.

Ist es je einem Künstler gelungen, ein Danzigbild von solcher Monumentalität und solch unerhörter Geschlossenheit zu entwerfen? Daß aber dieses gewaltige Danzigbild von jener Figur gekrönt wird, der von polnischer Propaganda der Charakter eines politischen Symbols verliehen wurde und die ein angebliches Beweisstück für das Polentum Danzigs sein sollte, von dem Fahnenträger auf dem Rathausturm nämlich, dem „geharnischten Mann“, macht es uns heute umso teurer.

Daß dieses großartige Danzigbild in der endgültigen Kunstform des Danziggedichtes fehlt, mögen wir bedauern, können es aber verstehen. Tatsächlich kommt in diesen Versen etwas zur Gestaltung, was die Grundstimmung der ersten Fassung gestört hätte.

Bevor wir nun die 6 bzw. 8 Strophen der ersten Fassung mit der letzten Formung vergleichen, müssen wir zunächst feststellen, daß trotz aller Überarbeitung der Grundgedanke dieses Danziggedichtes der gleiche blieb. Es kam Eichendorff zunächst darauf an, den Reiz eines einzigartigen Stadtbildes festzuhalten, um dann die es belebenden Stimmen anklingen zu lassen, jeder dieser beiden Teile bewußt steigernd.

In der letzten Formung gelingt es Eichendorff, eine überaus einfache und zugleich monumentale Form zu finden. Für jeden Teil genügen ihm nun zwei Strophen; im ersten Teil fällt das Motiv des *Marmorbildes* fort, im zweiten läßt er von den einzelnen Stimmen nur die ergreifendsten anklingen, das ewige Rauschen des unendlichen Meeres und den Gesang des Türmers. So entstand eine Form von wahrhaft nordischer Strenge. Die letzte sprachliche Formung aber verrät, daß hier ein musikalisches Genie am Werke war. Alles Atonale, das Eichendorff ja oft bewußt anklingen läßt, alle Dissonanzen fehlen in diesen unvergleichlichen Harmonien. So kündigt dieses Danziggedicht Eichendorffs für alle Zeit die Schönheit dieser deutschen Stadt.

Damit nicht genug! Der Dichter greift das Thema in einem neuen Rhythmus wieder auf. „Vielleicht noch ein zweites Danzig bei Nacht = wie in der stillen Nacht, in dem Sturme das Glockenspiel vom Turme – ein frommes Lied – lobet Gott, wenn niemand wacht in der Nacht.“ Das Glockenspiel des Rathausturmes wird zur Grundmelodie eines neuen Liedes, das zugleich die Stimmungsgewalt eines mitternächtigen Sturmes festhält, die düstere Majestät des Nordens.

Der arme Mann

In dem mitternächt'gen Sturme,
Der am Himmel brausend zieht,
Singt das Glockenspiel vom Turme
Über mir ein frommes Lied.

Und ich stehe in Gedanken,
Als ob's mir alleine gilt,
Mir nur trostreich und den Kranken,
Lieber Gott, wie bist du mild!

Dr. Arno Schmidt, ein Danziger Forscher, hat, ohne das Manuskript Eichendorffs zu kennen, schon 1929 gezeigt, daß es sich hier um ein Danziglied des Dichters handelt. (Vgl. Arno Schmidt, *Eichendorffs Danziger Jahre, Der Wächter* 1929).

Diese Melodie wird nun in einem dritten Danziggedicht Eichendorffs, das auch Arno Schmidt kannte, zum schwermütigen Gesang des nachts durch die verschneite Stadt wandernden Bettlers.

Der Bettler

Stände noch das Feld im Flore
Wie in warmer Sommerszeit,
Ging ich aus dem dunklen Tore
In die Waldeseinsamkeit.

Legt im tiefsten Wald mich nieder,
Wo der Vöglein Nachtquartier,
Und es sängen ihre Lieder
Nachtigallen über mir.

Doch verschneiet Markt und Gassen
Nun der böse Winter hat,
Und ich wand're arm, verlassen,
Durch die stille, fremde Stadt.

Späte Gäste, gleich Gespenstern,
Schlüpfen da und dort ins Haus,
Und der Nachtwind an den Fenstern
Löscht die letzten Lampen aus.

Nur aus einem noch sprüht Glänzen
Weithin in den bleichen Schnee,
Spielen auf dadrin zu Tänzern,
Klingt hier draußen fast wie Weh.

Und im mitternächt'gen Sturme,
Der am Himmel brausend zieht,
Singt das Glockenspiel vom Turme
Über mir ein frommes Lied.

An dem Kirchhof die Kapelle
Ladet mich zu müder Ruh,
Lege stumm mich auf die Schwelle,
Und die Nacht, sie deckt mich zu.

Wolle Gott die Stadt bewahren,
Mild behüten Hof und Haus,
Die da tanzen, die da fahren,
Hier doch ruhen alle aus.

So war es Eichendorff vergönnt, auf den mit Baudenkmalen geschmückten Plätzen dieser alten deutschen Stadt mit den Göttern zu verkehren. Er hatte sie geschaut und kündete ihre Schönheit wie kein anderer vor ihm. Die Danziggedichte hat Eichendorff nie als ein Ganzes erscheinen lassen, sie erschienen verstreut hier und da, früher und später. Als ein Ganzes aber sollen sie fortan erklingen, und die gemessene Feierlichkeit ihres gleichförmigen Rhythmus wird uns ergreifen wie das Rauschen des unendlichen Meeres.

Eichendorff: Heimat!

Laß mich deinen Liedern lauschen!
Den verwehten Melodien,
Die wie fernes Waldesrauschen
Durch die alten Zeiten ziehen!

Laß mich deine Tiefen sehen!
Laß dein Wesen mich ergründen;
Denn im äußeren Schein der Wehen
Läßt sich nicht die Seele finden!

Ich will deinen Liedern lauschen,
Diesen wundersamen Weisen,
Will an ihnen mich berauschen
Wie am ew'gen Sternenkreisen!

Im Felde, Nov. 1941.

Alfred Kosian

Der Mann im gelben Koller

Von Maria Dalisch

Erinnerung an Hartwig Erdmann von Eichendorff, den Stammvater der schlesischen Eichendorffs

Ein mächtiger dunkler Männerkopf und darunter breit und schwer ein gelber Lederkoller, der einen wuchtigen Körper umspannt, – so schaut er aus einem dunklen Rahmen in ein stilles Zimmer mit wehenden weißen Mullgardinen. Gehört er dorthin, in das feierlichste Zimmer im Neisser Eichendorff-Hause? Ist er nicht ein geräuschvoller fremder Gast an einem Ort, da die Stille das größere Recht hat?

Denn um den schweigsamen Mann in seinem schwarzen Rahmen ist noch jetzt aller Lärm einer zerrissenen und blutbefleckten Zeit. Wann hat man denn diese ledernen gelben Koller getragen? Ein einziger Blick beschwört ihre Zeit zurück: die Zeit, da in Deutschland dreißig Jahre lang die Kriegstrompete erklang. Und ob auch weder Partisanen noch Musketen mit aus dem Bilde schauen, so sind sie doch unsichtbar mit dabei, – die rechte Hand des Mannes hält den Handschuh und den Federhut mit so hartem Griff, als umfasste sie das gewohnte Schwert. Und hinter der breiten Gestalt im gelben Koller spürt man den dumpfen Schlag der Trommeln und das Flackern der Lagerfeuer.

Das alles ist um ihn, der mit seiner Wucht den schweren Rahmen erfüllt. Er ist nicht allein, noch viermal öffnet sich – rechts und links von ihm – die Wand und gibt aus ähnlichen Rahmen Raum für einen Mann, der ähnlich aussieht. So schauen wir fünfmal durch ein Fenster drei Jahrhunderte weit zurück und stehen vor fünf Männern, in denen noch jetzt der Atem jener Zeit lebendig ist. Eine seltsame Versammlung – sind sie Brüder? Alle in langem Haar, alle im Knebelbart – drei von ihnen tragen über dem Koller in einer Schlinge das lange silberne Petschaft, das fast aussieht, als ob es das gleiche wäre – sie alle stützen mit der gleichen repräsentativen Geste den linken Arm auf die Hüfte, sie alle tragen über dem Lederrock um den Hals den zartgearbeiteten weißen Spitzenkragen, – bizarre Laune einer Zeit, die hart und blutig war und doch bei jedem Kriegstroß die Spitzenwäscherinnen mitführen musste.

Ähnlich sind sich die Männer in Kleid und Haltung – aber wie lebt jeder sein eigenes Leben! Ist der erste, der mit dem Petschaft und mit dem Federhut in der Hand, nicht ein Genießer und Schwerenöter? Hat er nicht soeben ein pikantes Histörchen erzählt und wartet auf den Beifall seiner Zuhörer? Distanz und Gemessenheit ist um den zweiten, der mit kühl verschlossenem Gesicht die Hand wie schützend auf eine rote Dokumentenruhe legt; spüren wir in ihm nicht den schweigsamen Hofmann? Der vierte, der wieder griffbereit für die rechte Hand über dem Koller das Petschaft trägt, schaut aus groß offenen braunen Augen so arglos und beinah kindlich in die Welt, dass wir fast erstaunt sind, in seiner Rechten einen Kommandostab zu sehen. Und der fünfte, über dessen wiederum petschaftgeschmücktem Koller die rote Seidenschärpe leuchtet – vor diesem klugen, harten Gesicht steigt uns eine Erinnerung auf an die Bilder Mazarins. Spüren wir nicht den zielstrebigem, scharf rechnenden Diplomaten?

Unsere Augen rühren an seltsame Schlitzärmel von schwerer roter Seide und von silbrig schimmerndem Samt – über drei Jahrhunderte hinweg, – sie gehen die Konturen der feinen Nadelspitze an Kragen und Manschetten nach, sie gleiten über die reichen Wehrgehenge, an denen jeder der Männer von der rechten Schulter oder von der linken Hüfte herab sein Schwert trägt, – unsere Augen erfassen die verschiedene geistige Mächtigkeit der Männer – oder der Maler, die sie uns lebendig erhalten haben, – aber sie gleiten immer wieder zurück zu dem dritten Mann in der Reihe, dem Mann in der Mitte, den weder Samt noch Seide schmückt, sondern der nur der Mann im gelben Koller ist.

Seltsam, wie seine Augen nach einer anderen Richtung gehen, als die aller andern – haben seine Augen mehr und anderes gesehen als sie? Er, der kein Hofkleid trägt, ist ja neben den reicher gekleideten Gestalten der Kriegsmann; wie viel Kampf und Tod, wie viel Brand und Elend haben diese Augen unter den schweren dunklen Brauen gesehen! Und aus welchem Gram stammt die tiefe, steile Falte über der Nasenwurzel? Denn von ihm wissen wir ja Namen und Geschick, – ein Edelmannsschicksal, das der Dreißigjährige Krieg gezeichnet hat. Er kam aus Brandenburg, der Mann mit dem dunklen buschigen Haar und den dunklen kühnen Augen, Hartwig Erdmann von Eichendorff war auf dem väterlichen Stammsitz Zerbow in der Nordmark aufgewachsen und hatte wohl nur wie von einer fernen Sage von dem wälderreichen Schlesien gehört. Denn die Eichendorffs saßen seit langen Zeiten in der Mark; nur einer, seines Vaters Bruder Jakob, war einmal als Rittmeister in kaiserlichen Diensten nach Schlesien gereist und nicht mehr zurückgekehrt. Denn er hatte sein Herz in diesem Lande und an dieses Land verloren, hatte sich mit der Freiin von Skorkau

vermählt und war auf ihren Gütern Deutsch-Krawarn und Cauthen in der Nähe von Troppau der Herr geworden. Aber dieses Schlesien war sehr weit weg, und die Eichendorffs saßen so sicher auf ihren märkischen Gütern. Da drang der Krieg ins Land, und den Heeren nach zog ein fürchterlicher Gast – die Pest. Sie raffte, raffte, raffte – ein Eichendorff sank hin, ein zweiter, – ein dritter, – alle Eichendorffs sanken in die Grube, und vor Hartwig Erdmanns starren Augen verödete das väterliche Schloß. Da kam ihm, dem Letzten, das Grauen, – weg aus diesem Lande! Weg von dem Boden, der sie alle geschluckt hatte! Hin zu einem, der irgendwo noch seines Blutes war! Da war doch der Oheim in Schlesien – und so ist Hartwig Erdmann nach Schlesien gekommen. Dem kinderlosen Oheim wurde er ein Sohn und Erbe, und der Stammherr der schlesischen Eichendorffs. Sein Weg ist heiß und waffenschwer gewesen und nicht immer gerade, – aber er ist zur Höhe gegangen. Im Dreißigjährigen Kriege war er des Kaisers Offizier, später ist er Landeshauptmann und in den erblichen Freiherrnstand erhoben worden, – sein Blut und seinen Titel hat der Dichter Eichendorff getragen, und so ist er doch kein Fremder in dem Dichtezimmer mit den wehenden Mullgardinen. Und es ist gut, sich zu erinnern, dass Joseph von Eichendorff der echte Sohn kampferprobter Ahnen gewesen ist, – hat man nicht diesen Klang in seinem Werk und Wesen lange Zeit ein wenig überhört?

Der Mann, der hinter dem Fenster des dunklen Rahmens vor uns steht, ist nicht der hohe Staatsbeamte, der Landeshauptmann, – er ist der Offizier und Kriegsmann. Der ist er wohl in tiefster Seele gewesen. Und ein Maler hat – durch seinen Pinsel, in einem immer wieder geheimnisvollen Vorgang – seine Seele sichtbar gemacht. Dann aber muß hier etwas sichtbar werden von der Seele der Krieger aller Zeiten! Dann muß hier etwas sichtbar werden auch von der Seele der Millionen, die jetzt wieder draußen am Feinde stehen. Ist es so? Können die Mütter und Frauen, die draußen um einen bangen, hier etwas von seinem Wesen gedeutet finden? Vielleicht kann er ihnen ein Geheimnis sagen. Diesen Augen spürt man es jetzt noch an, dass sie in tiefes Grauen geblickt haben – und doch ist über dem hart gewordenen Gesicht ein seltsamer Schein. Heimlich, versteckt und doch dem gesammelten Blicke spürbar, geht in den gebräunten Zügen ein wissendes Lächeln auf. Der Mann da vor uns ist nicht nur erschüttert worden, sondern auch irgendwie erhoben. Vielleicht erlebt der Krieger da, wo die andern nur Mühsal, Grauen und Vernichtung sehen können, doch auch eine tiefste Erfüllung – eine dunkle Beglückung, die allen andern für immer

unzugänglich bleibt. Ihr Widerschein liegt auf dem Gesicht des Mannes im gelben Koller.
Und wir hören Weinhebers Worte:

Prüfstein des Mannes
ist, der Vergänglichkeit
in das Antlitz zu seh'n, zu
wissen den Tod und
leben zu bleiben.

Luise, Eichendorffs Frau

Zu ihrem 150. Geburtstage am 18.6.1942

Von Karl Willi Moser

„Ich wollt in Liedern oft dich preisen,
Die wunderstille Güte,
Wie du ein halbverwildertes Gemüte
Dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,
Des Mannes Unruh und verworrenem Leben
Durch Tränen lächelnd bis zum Tod ergeben.

Doch wie den Blick ich dichtend wende,
So schön in stillem Harme
Sitzt du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,
Im blauen Auge Treu und Frieden ohne Ende,
Und alles laß' ich, wenn ich dich so schaue,
Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue.“

Mit diesen Worten Eichendorffs („*An Luise*“ 1816) offenbart sich uns das große Glück, das Eichendorff in seiner Lebensgefährtin gefunden hatte. Unendliche Güte, opfervolle Hingabe, mütterliche Besorgnis: nur so konnte die Frau des Dichters sein!

Von ihren Vorfahren

Väterlicherseits:

Ur-Ur-Großvater: Friedrich von Larisch und Gr. Nimsdorf † 1685 verheiratet mit Catharina Elisabeth Maximiliane Gruttschreiber von Zopkendorf (* 1642, † 1689);

Ur-Großvater: Johann Friedrich von Larisch zu Militsch bei Leobschütz † 15.9.1749. – Verheiratet mit Anna Catharina Holly von Ponienziecz (* 1697, † 1775);

Großvater: Johann Joseph von Larisch zu Niewiadom * 1732 Militsch-Jakobsdorf, † 26.3.1795. – Verheiratet mit Marie Victoria Freiin von Kalkreuth (* Juli 1739, † 2.3.1815);

Vater: Johann Nepomuk von Larisch, Marschkommissar, auf Niewiadom und Pogrzebin * 9.6.1771 zu Niewiadom, † 16.6.1835 Ratibor. – Verheiratet Sept. 1789 mit Helene von Czentner und Czententhal (* 1775, † 11.3.1839 Ratibor).

Mütterlicherseits:

Ur-Ur-Großvater: Achatus von Czentner und Czententhal, geadelt 27.2.1667 bis 1680 auf Ernstdorf (Standesherrschaft Bielitz), 1690 auf Marklowitz im Fürstentum Teschen. – Verheiratet mit Salome von Blendowski;

Ur-Großvater: Ferdinand Leopold von Czentner und Czententhal auf Ober-Marklowitz. – Verheiratet mit Helene Catharina von Guretzky;

Großvater: Gottlieb Carl von Czentner und Czententhal * 1722 Marklowitz, † 17.2.1807 Langendorf, Kreis Gleiwitz. – Verheiratet mit Caroline von Mletzko (* 1744, † 7.4.1823 Langendorf);

Mutter: Helene von Czentner und Czententhal * 1775, † 11.3.1839 Ratibor. – Verheiratet Sept. 1789 in Loslau mit Johann Nepomuk von Larisch.

Die Meilensteine ihres Lebens

Die Stätte der Geburt:

Niewiadom, Kreis Rybnik, kommt 1765 durch den Großvater Johann Joseph in den Besitz der Familie von Larisch. Im Geburtsjahr Luises erwirbt ihr Vater Johann Nepomuk das Gut. Hier wird Luise am 18.6.1792 als zweites Kind ihrer Eltern geboren und in der Rybniker Pfarrkirche am 20.6.1792 getauft. Sie erhält die Namen: Aloysia Anna Victoria (21.6. Fest der Hl. Aloysia). Die Taufzeugen sind: Anton Frhr. von Kalkreuth und Frau Anna geb. Gräfin Wengersky und Victoria von Larisch geb. Freiin von Kalkreuth. 1795 siedelt die Familie nach dem benachbarten Pogrzebin über.

Ihre Geschwister: Johanna * 1790, Anton Heinrich * 1799, Emilie * 1805, Jenny * 1807.

Kindheit und Jugend:

Pogrzebin: Am 24.6.1760 kauft Anton Leopold Frhr. von Kalkreuth und Dulzig das Gut (Kaufwert: 19.500 Taler) und läßt es von seinem Sohn Johann Carl bewirtschaften. Eine Tochter Anton Leopolds, Victoria, heiratet Johann Joseph

von Larisch, den Großvater Luises, auf Niewiadom. 1774 stirbt Anton Leopold. Ein Jahr später übernimmt sein Sohn Anton (Leutnant) das Gut, der 1795 in seinem Testament seinen Neffen Johann Nepomuk von Larisch zum Haupterben bestimmt. Hier erwärmt die Sonne ungetrübter Kindheitstage das heitere Gemüt der kleinen Aloysia. Im März 1800 übernimmt der Vater das Gut. Das heitere, gesellige und sorglose Leben des Landadels, das Eichendorff in „*Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts*“ so lebendig darstellt, ist die strahlende Bühne, auf der sich die Jugend Luises abspielt. Selbstverständlich heißt es auch auf dieser Bühne tüchtig lernen. Haushofmeister Anton Czogalla nimmt die Kinder tüchtig ran; später erhält Luise im „Pensionat für adlige Töchter der Magdalenerinnen“ zu Neisse letzten Bildungsschliff.

1809! Luise ist, von den praktischen Eltern dazu angehalten, emsig in der elterlichen Wirtschaft tätig. Lustig und frohen Gemütes verrichtet sie ihre tägliche Arbeit auf dem Gute und genießt mit gesteigerter Lebensfreude die Entspannung der Mußestunden bei Gitarrespiel und Gesang. Sie wird von Verehrern umschwärmt, zu denen 1809 die aus Heidelberg zurückgekehrten Brüder Eichendorff treten. Für Joseph, den Luise nach ihrer Äußerung am Waschtroge kennenlernt, fasst sie bald eine tiefe Zuneigung. Joseph findet gerade durch ihre heitersprühende Lebensart, ihr schalkhaftes Wesen und ihren sonnigen Humor zu der Wirklichkeit des Lebens zurück, von der ihn das Heidelberger Erlebnis mit Käthchen entfernt hatte. Im selben Jahre verlobt er sich! Die Eltern, besonders die Mutter, billigen seinen Entschluß nicht; Luise ist nicht reich, und auf Lubowitz drückt die Schuldenlast. Komteß von Hoverden, eine Verwandte der Schillersdorfer, wäre der Mutter willkommener. Doch Joseph bleibt fest, er hält zu seiner „Louiska“.

Anfang Oktober 1809 muß Joseph seine Braut verlassen. Mit Wilhelm und dem getreuen Schöpp geht es nach Berlin. In Gedanken bleiben die Liebenden zusammen. „Das erste Briefchen an L.“ (Tagebuchnotiz vom 16.10.09) und vom 3.11.09: „Lief ich mich von dem nicht ganz talentlosen Maler Raabe auf der Taschengasse en Miniatur als schwarzer Ritter mit goldner Kette und Stickerie für L. malen.“ 8.11.: „Heute auch noch bis spät in die Nacht den zweiten Porträtbrief an L. geschrieben.“ 19.12.: „Den ersten Brief aus Berlin an L. geschrieben.“

Am 3.4.1810 sehen sich die Verlobten endlich wieder. Die Familie Eichendorff ist „mit den vier ledernen Schimmeln“ wieder einmal zum Jahrmarkt nach Ratibor gefahren. Im „oberen Sprachzimmer“ des Klosters ist Luise blaß. „Vorwürfe über Nichtkommen und Nichtschreiben.“ – Bis zum Herbst genießen die beiden das Glück

ihrer Liebe und schleifen sich im wechselvollen Liebeswetter gegenseitig ab. Von den vielen Besuchen in Pogrzebin erzählt uns Eichendorffs Tagebuch am 28.4.1810: „Machte ich mich bei einem vollkommen heiteren Frühlingstage gen 6 Uhr des Morgens zu Fuß das 1 t. mal nach Pogrzebin auf. Bei Long ließ ich mich über die Oder schiffen, ging unter dem Gesange aller Vögel durch den schönen Eichwald voll blühender Sträucher, über die verschiedenen Dämme vor u. hinter Marcowitz, oft durch Wasser u. von Hunden verfolgt, kam dann auf einen einsamen Waldberg, unten Wiesen u. herrliche Aussicht (Ratibor mit seinen Glocken), durchstrich die langsam eingeschlossene Ebene von Rzuchow etc.: drang endlich ohne Pfad u. Steg über Wasser u. Schlüfte gerade durch den Wald u. kam gen 9 Uhr in dem wohlbekanntem Pogrzebin an. Fräulein Louise kommt mir aus der Tür entgegen. Vorzeigung der an mich gerichteten Briefe etc. Erinnerungen im Garten etc.: an die alten Zeiten. Der Ritter schläft immer mit etc.: Louise spielt Guitarre. Gen Abend muß ich mich auf der Wurst bis vor Ratibor abfahren lassen, wo ich wieder zu Fuß u. bestaubt durch alle Quergäßchen schlich, vor Niedane dem Fuglar im weißen Mantel zu Roß begegnete, Tabakrauchend und mit einem fürchterlichen Pfahle (aus einem Zaune gebrochen) immerfort gerade über die Felder schritt u. hinter Brzesnitz im Wiklicht an der Oder Mama, Wilh., Louise, H. Kaplan, die versprochenermaßen entgegenkommen, traf. Hurrah, Freude über meinen Stock u. mein pünktliches Nachhausekommen. Mit ihnen müde a casa.“

Luise verbirgt sich oft bei der Lehrerfamilie Czekala, es gibt überselige Stunden, Pläne werden geschmiedet, kaum entstanden, wieder verworfen. Joseph möchte sogar Summin pachten, um mit Luise dort allein zu sein.

Im Oktober 1810 schlägt die Abschiedsstunde für die glücklich Verlobten. Joseph geht mit seinem Herzensbruder Wilhelm nach Wien. Sein Schmerz ergießt sich in dem Zyklus „*Der verliebte Reisende*“:

„Ach, Liebchen, dich ließ ich zurücke,
Mein liebes, herzliches Kind –“

Wien war damals das Herz Deutschlands. Hier studieren die Brüder Eichendorff eifrig und halten Auge und Ohren offen für die bevorstehenden Entscheidungen. Ein lebhafter Briefwechsel verbindet die beiden Liebenden.

„Dein Bildnis wunderselig
Hab' ich im Herzensgrund,
Das sieht so frisch und fröhlich
Mich an zu jeder Stund' –“

So sieht es im Herzen Eichendorffs 1811 aus. Nur wenige Wiedersehensstunden sind beiden vergönnt, wenn Joseph in der Heimat weilt.

Der Krieg

Hart fährt der Blitzstrahl des Krieges zwischen die Verlobten. Bestürzt eilt die Braut nach Troppau, als sie erfährt, dass er Lützower werden will; sie kommt zu spät. Tief wühlt sie der Schmerz auf:

„In der schönsten Blütezeit
Hab ich mich des Lenz gefreut,
Aber nun freu ich mich nicht mehr,
Oed' umgibt mich ringsumher. –“

Neben einem kurzen Besuch in Pogrzebin während des Waffenstillstandes im Juli 1813 sieht sie ihren Bräutigam erst Anfang Mai 1814 in Neisse wieder. – Die Tage sind immerzu voller Aufregung. Tapfer trägt Luise die Schwere der Zeit, ein rechtes Frauenschicksal: harren und warten, sich fügen müssen, indes die Männer das Große der Zeit gestalten! Endlich kann mitten im Getümmel der Tage die langersehnte Verbindung stattfinden. Am 7.4.1815 führt Joseph seine „Louiska“ in der Breslauer Vinzenskirche vor den Traualtar. Nun ist sie seine Frau, nun steht sie mit ihm an der Front des Lebens! Eilig geht es nach Berlin; von einem „Honigmond“ erster Ehe tage kann nicht die Rede sein. Am 22.4. verläßt Joseph Berlin, um sich in die Armee Blüchers einzureihen. Luise muß bei Bekannten unterschlüpfen. Das sind harte Wochen für eine junge Frau, mitten in der ihr völlig fremden Stadt

Eheglück

Ende Jänner 1816 kann Luise endlich den Zurückgekehrten in Pogrzebin wiedersehen und ihm den Erstgeborenen in die Arme legen. Den Sommer über bleibt das junge Paar in der Heimat. Ernste Gespräche über die Zukunft unterbrechen zunehmend das Glück der Tage. Was nun? Der wirtschaftliche Verfall der Eichendorffgüter ist nicht mehr aufzuhalten. Der Reichtum der Väter ist im Strudel der Zeit mit untergegangen. Tapfer steht Luise neben ihrem Gatten. Durchhalten! „Im Kampfe sind wir geboren –.“ Das Leid hat sie geläutert und umgeformt. „Du darfst meine Frau nicht mehr nach Erinnerungen aus alter Zeit beurteilen. Ihr Hineinleben in mich – sie schreibt z. B., ohne dass ich daran gedacht, jetzt eine Hand, die schon häufig mit der meinigen verwechselt wurde –, großer Kummer und das gewaltsame Herausreißen aus dem heimatlichen Boden und Sauerteig haben ihre frühere sinnlich rei-

zende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe versenkt und in eine unendlich milde, stille, lebenskräftige Güte verwandelt –“ – „Sonst ist sie jetzt blühender als jemals. Du kannst Dir wohl denken, dass ich sie gegen den sinnlosen, sich selbst nicht verstehenden Applaus oder gegen ein hoffärtig glänzendes Leben der Eitelkeit um Gottes willen nicht austauschen möchte. Sie grüßt Dich herzlich. Betrachte sie hinfüro ganz als eins mit mir, denn sie ist es in aller Hinsicht.“

So beschwört Joseph 1816 den in Innsbruck weilenden Bruder Wilhelm, sich die Wandlung Luises vorzustellen. Dazu sorgt das Leben dafür, dass diese Wandlung immer vollkommener wird. Und so ringt Luise mit allen Waffen fraulicher Größe um das Glück der Familie. Eichendorff ist ein Zugvogel. Die Besorgte muß immer wieder ein neues Nest für die Familie bauen; Breslau, Berlin, Danzig, Königsberg heißen die nächsten Lebensstationen. 1828 weilt Luise mit den Ihren letztmalig in Pogrzebin, das im folgenden Jahre von dem sich nach Ratibor zurückziehenden Vater verkauft wird. Glückliche, überselige Wochen entschädigen für manches Leid. Die Kinder – zu Hermann (1815) haben sich inzwischen Therese (1817) und Rudolf (1819) gesellt – beleben das einsame Landschloß mit ungestümer Lebensfreude. Die 1821 geborene Agnes deckt längst der Rasen. Von Pogrzebin aus wird das Riesengebirge erwandert. – 1832 stirbt die zweijährige Anna, der Liebling des Vaters, dessen Schmerz sich in dem Zyklus „*Auf meines Kindes Tod*“ ergießt. In den folgenden Jahren bleibt Sedlnitz im „Kuhländchen“ der schützende Hafen vor den Stürmen des Lebens. Und selbst hier wird Luise aus dem Frieden durch unliebsame Besuche aufgestört. Ihrem Unmut darüber macht sie in ihrem Brief vom 18.9.1853 an Therese von Burkhardt, geborene von Holly, Luft: „Ich freue mich sehr, dass Du in unserer Mitte froh und zufrieden warst. Und es würde mich sehr betrübt haben, wenn irgend etwas Deine Ruhe und Zufriedenheit gestört hätte. – Du denkst, wir leben hier ruhig und zufrieden, ungestört von allen Besuchen. Ach, wie irrst Du! Das Schlimmste, was wir immer befürchtet haben, ist geschehen. Tante Julie aus Innsbruck ist da. Am 15.8. hatte Tante Lois mit sehr lebenswürdiger Laune von uns Abschied genommen, um ihren Rückzug nach Baden anzutreten (8 Uhr morgens). Um 11 Uhr etwa kamen zwei Wagen vorgefahren, der unsrige und noch ein anderer, und denke Dir unseren Schreck! Tante Lois steigt aus dem erstern mit einer uns unbekanntem Dame, welche uns als Schwägerin Julie, Frau von Eichendorffs verstorbenem Bruder, sich zu erkennen gab. Wie gern sie bei uns gesehen wurde, wirst Du wohl noch wissen aus vielerlei Gesprächen. Doch da man immer eine gute Miene zum bösen Spiel machen muß, so wurde auch

hier ein freundliches Gesicht gegrinst, ihr Luises Stube unten bei Baiers angewiesen. Luise zog in die Stube zwischen Kanzlei und Wocke, und es schien alles in schönster Ordnung. Aus dem 2. Wagen stieg eine sehr elegante Jungfer mit wenigstens 6 Kisten und Koffern, welches auf einen recht langen, erfreulichen Aufenthalt zu schließen schien, was sich auch schon bewährt hat, denn sie ist noch hier und wird auch noch nach unserer Abreise hier bleiben –.

Den ersten Mittag ging alles recht gut, sie aß zwar sehr wenig, aber schien zufrieden, den 2. Tag war sie unwohl, von der Reise sehr angegriffen, und bat sich ihr Essen auf ihr Zimmer aus, und zwar etwas leicht verdauliches. Du weißt, wie wir essen, dass es doch auch nicht grade wie für die Schweine zubereitet ist, aber dieser zarten Dame ist alles nicht gut genug. Sie ist seitdem fast immer leidend, speist auf ihrem Zimmer nur das, was ihr ihre Jungfer zubereitet und wir machen einander alle Tage eine Staatsvisite von einer halben Stunde ungefähr, weil dann Julie das Sprechen angreift –“.

Bald sind die vier Monate in Sedlnitz zerronnen. Weihnachten 1853 ist die Familie zum letzten Male vollzählig beisammen. Selbst Hermann ist da, der Assessor. Er ist noch unverheiratet und neckt seine Mutter, sie hätte oft mit der „Elle“ erzogen. Schalkhaft erwiderte sie ihm, dass das bei ihm gerade am nötigsten gewesen sei.

Abendrot und Sonnenuntergang

Lange, lange quält sich Luise geduldig mit ihrem Leber- und Magenleiden. Es geht von Berlin nach Cöthen; das teure Karlsbad verschlingt viel Geld, läßt aber die Familie neue Hoffnung schöpfen. Doch, es soll zu Ende gehen. „Von Berlin, von wo ich Dir, wenn ich nicht irre, zuletzt und noch hoffend geschrieben, reiste ich am 12. November ab, da sich die arme Mutter beständig nach Neisse sehnte. Zu unserem großen Troste war unser Berliner Arzt Dr. Langenmayer so freundlich, uns bis Breslau zu begleiten, in dessen Nähe sein Vater. Unterwegs ging es ziemlich gut, ich sorgte überall für ein eigenes Coupé, den ersten Tag blieben wir in Sorau, den zweiten in Breslau über Nacht und kamen den 14. hier an. Die arme Mutter hatte sich sehr darauf gefreut, Neisse wiederzusehen, wo sie als junges Mädchen in Pension gewesen. Die Freude ist ihr nicht mehr geworden, denn es war schon dunkel, als wir ankamen, und seitdem ist sie nicht einmal mehr bis ans Fenster gekommen. Die ersten Tage brachte sie noch mitten unter uns auf dem Sofa liegend zu, dann verließ sie das Bett nicht mehr vor großer Schwäche ... Sie fragte mehreremal des Tages: Wo ist denn der Hermann? Wo ist denn der Rudolf? Was macht denn der Rudolf in Sedlnitz?

[Luise, Eichendorffs Frau. Zeitgenössische Kreidezeichnung. Deutsches Eichendorff-Museum Neisse / Luise, Teilstück des Originalbriefes (verkleinert), ihr Geburtshaus in Pogrzebin, Kr. Ratibor]

Du kannst Dir denken, lieber Hermann, wie uns dies das Herz zerriß. Die letzten Tage aber schwieg sie gänzlich und versank in völlige Bewusstlosigkeit und war auch, wie es scheint, völlig schmerzlos. Die letzte Nacht wachte Besserer an ihrem Bett, der sich überhaupt dabei sehr brav benommen hat. Am 3. Dezember früh um 8 Uhr ist endlich die gute Mutter ohne Todeskampf ganz sanft und ruhig entschlummert. Das liebe, liebe Gesicht hat sich gar nicht verändert, als schliefe sie bloß ...

Ach, mein lieber Hermann, ich leide unsäglich, meine ganze Zukunft kommt mir noch ganz unmöglich vor, und immerfort geht mir ein altes Lied durch den Sinn: Soviel Stern am Himmel stehen usw., soviel mal gedenk ich Dein!

Doch genug. Du hast recht, die gute Mutter hat das bessere Teil erwählt. Wir wollen aus Herzensgrund für sie beten, und ich will meinen Schmerz möglichst zu bewältigen suchen, denn so erfülle ich gewiß den Wunsch der Mutter am besten; auch sorgt die gute Therese getreulich für mich in der großen Not. Gott gebe uns allen Kraft und Ergebung.“ (Brief an Hermann vom 10.12.1855.)

Luise ist nicht mehr. Ein typisches Frauenschicksal hat sich erfüllt. Über 40 Jahre galt ihre ganze Sorge nur ihrer Familie. Wandermüde kehrt sie nach 63 Jahren zur oberschlesischen Erde zurück. Zwei Jahre später erfüllt sich der Ausspruch ihres Lebensgefährten:

„Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand,
Vom Wandern ruhn wir beide
Nun über'm stillen Land.“

Neue Eichendorff-Briefe

Herausgegeben von St. R. Dr. Ewald Reinhard

Als Wilhelm Kosch, der hochverdiente Herausgeber der *Historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe*, im Jahre 1910/11 die Briefe von und an Eichendorff veröffentlichte (*Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe*. Regensburg, J. Habbel o. J. Bd. 12 und Bd. 13), vermochte er nur 202 Briefe des Dichters und 138 Schreiben, die an den Romantiker gerichtet waren, vorzulegen. „Besonders die Jugendzeit ist recht spärlich vertreten“, bemerkt er im „Vorwort“. Von Eichendorff-Briefen, die man ihm vorenthielt, erwähnte er „mehrere Briefe des Dichters an den Zürcher August Corrodi“, die der bekannte Gotthelf-Herausgeber Rudolf Hunziker selbst zu edieren wünschte. („Vorwort“, S. XIII.)

Diese Briefe kamen dann in der Tat einige Zeit später in einer geschmackvollen Sonderpublikation zu Winterthur in der Schweiz heraus (Rudolf Hunziker: *August Corrodi in seinen Beziehungen zu Eichendorff. Mit fünf bisher unveröffentlichten Briefen Eichendorffs*. Winterthur 1913.)

Nach und nach erschienen in der Folgezeit immer neue Briefe des Dichters, welche meistens durch das Finderglück des Enkels des Romantikers, Karls von Eichendorff, ans Tageslicht kamen; von diesen Korrespondenzen erschlossen die Briefe Eichendorffs an seinen ehemaligen Feldzugskameraden Karl Schaeffer¹ ganz unbekannte Freundschaftsbeziehungen zu einem Landsmann. Es handelt sich um insgesamt 9 Schreiben des Romantikers, von denen das letzte im Jahre 1854 abgefaßt wurde. An derselben Stelle veröffentlichte Karl von Eichendorff ein Schreiben des Frankfurter Galeriedirektors Passavant an seinen Großvater, sowie einen Briefentwurf des Dichters an seine Braut.

In dem am Ende des Weltkrieges begründeten „*Wächter*“ übergab dann Karl von Eichendorff weitere Funde der Öffentlichkeit, im ersten Heft des ersten Jahrganges zunächst vier – darunter einen an Theodor Storm –, im darauffolgenden Heft dann abermals sechs. Unter den Empfängern dieser Briefe befanden sich Persönlichkeiten wie Dr. Heinrich Julius und Bogumil Goltz.

In demselben Jahre brachte die Zeitschrift „*Oberschlesien*“ (1918/19, XVII, 3)

¹ *Eichendorff-Kalender* 1915. S. 22–44.

einen bisher ungedruckten Brief Eichendorffs an Ignaz Hub. Bald darauf erschienen in der „*Altpreußischen Monatsschrift*“ (Bd. 57, 1920) Briefe des Dichters an Minister von Altenstein, Schinkel und Gersdorf, sowie an den Fürsten Reuß.

Um Briefentwürfe handelte es sich bei der nächsten Veröffentlichung Karls von Eichendorff („*Der Wächter*“, IV, 5, 1921); wir begegnen Namen wie Schön, Dunin und Loeben.

Über der Edition des Briefwechsels zwischen Eichendorff und dem Grafen Loeben walte sonst ein wahrer Unstern; Einzelstücke wurden bald da bald dort herausgegeben, so in den „*Süddeutschen Monatsheften*“ (1915), im „*Gleiwitzer Jahrbuch 1927*“, im „*Graf*“, bis Karl von Eichendorff im ersten Jahrgang der „*Aurora*“ (Oppeln 1929) die sämtlichen Schreiben des Romantikers an Loeben, vom Herausgeber wiederum um ein ungedrucktes Stück vermehrt, zusammenfasste; die Zahl dieser Briefe beläuft sich nun auf sechs, während der betreffende Band der *Historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe* nur einen bringt.

Fast zu derselben Zeit legte Felix Hasselberg in den Veröffentlichungen des „*Willibald-Alexis-Bundes*“ (1928) einen Brief Eichendorffs an den „brandenburgischen Walter Scott“ vor, der literargeschichtlich sehr reizvoll wirkt. Das gleiche gilt von einem Schreiben des Romantikers an Theodor Storm, das von Gertrud Storm im *Eichendorff-Kalender 1929/30* publiziert wurde.

Im „*Wächter*“ (XIII. Jahrgang, 1931) stellte nun Karl von Eichendorff mit den schon gedruckten Schreiben seines Großvaters an W. Alexis und Corrodi auch noch einige ungedruckte Stücke zusammen, im ganzen vier, darunter einen an Fürstbischof Förster.

Durch das Buch von Dr. Wilhelm Frels „*Deutsche Dichterhandschriften seit 1450 in den Bibliotheken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz*“ (Leipzig, 1934, Hiersemann) wurde der greise Enkel des „letzten Ritters der Romantik“ noch einmal zu einer Nachlese veranlaßt, und dieser verdanken wir die Veröffentlichung weiterer neuer Schreiben des Sängers („*Aurora*“ 5, 1935); zum erstenmal begegnen wir unter den Adressaten Gubitz, Sallet und Geibel. Ein Schreiben an Dr. Julius rundet das Bild der Beziehungen des Romantikers zu diesem Jugendfreunde ab.

„Ein Brieffragment Eichendorffs“, das die „*Aurora*“ vom Jahre 1938 der Öffentlichkeit übergab, erschien „sachlich nur von geringer Bedeutung.“

Die Bemühungen des Schreibers selbst, die Briefe des Dichters an seinen vertrauten Freund Karl Ernst Jarcke zu ermitteln – worüber er in der „*Aurora*“ vom

Jahre 1934 eingehenden Bericht erstattete –, führten leider zu keinem greifbaren Ergebnisse.

Um so erfreulicher mag es dagegen erscheinen, dass es durch einen günstigen Zufall möglich wurde, ein paar Briefe des Romantikers festzustellen, die auf westfälischem Boden ruhten.

Die Bitte der Schriftleitung der „*Aurora*“, einen Beitrag zu liefern, war für den Verfasser die Veranlassung, sich nach einem passenden Thema umzusehen, und so behandelte er denn „*Eichendorff und Westfalen*“. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf den in der *Historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe* (XII, S. 235) abgedruckten Briefrest des Dichters an Friedrich Wilhelm Grimme.

Eine Erkundigung bei dem Sohne des Dichters, dem bekannten Orientalisten, Professor Dr. Hubert Grimme, ergab die überraschende Tatsache, dass derselbe sich mit Bestimmtheit mehrerer Schreiben Eichendorffs an seinen Vater zu erinnern wusste. Tatsächlich enthielt dann auch der in Dortmund aufbewahrte Grimme-Nachlaß die beifolgenden Briefe; leider ergab sich gleichzeitig, daß der Briefrest in der *Historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe* mit keinem der Dortmunder Briefe zusammengehörte; es handelt sich mithin um mindestens drei Schreiben des Romantikers an Grimme. Da nun Koschs Abdruck auf einer Mitteilung in der Keiterschen Eichendorff-Biographie beruht, so ist anzunehmen, daß Keiter diesen Romantikerbrief von Grimme bzw. seinen Erben erhielt und nicht wieder zurückgab. Denkbar wäre auch, daß ihm dieses einzelne Stück geschenkt worden sei. Da die Gattin Keiters, Therese, unter dem Namen M. Herbert selbst in die Literaturgeschichte eingegangen ist, darf man annehmen, daß in ihrer Hinterlassenschaft der Brief Eichendorffs ruht. Ob diese Annahme richtig ist, muß die noch schwebende Untersuchung zeigen.

Die Briefe des sauerländischen Dichters an Eichendorff entsprangen der Bewunderung des jüngeren Musensohnes für den großen unerreichbaren Lyriker; so war schon Jahre zuvor Leberecht Dreves zu dem schlesischen Sänger gekommen, und ihm folgten später noch so manche andere, von denen Theodor Storm nicht der geringste war.

Eichendorff war für solche Anerkennung seines Schaffens trotz seiner Zurückhaltung nicht unempfänglich; so schreibt er an den Breslauer Dozenten Berthold Rumpelt, der zu den begeistertsten Verehrern des Dichters zählte: „... dem Dichter kann nichts Tröstliches begegnen, als wenn seine wohlgemeinten Jugendklänge nicht verloren sind, sondern in solchen Gemütern lebendig nachhallen. Denn das Alter macht einsam“ (11. Dezember 1855). Ähnlich äußerte sich der Romantiker gegenüber Dreves,

Fouqué, H. Holland u. a. Vielleicht leitete den Dichter dabei die Anschauung, welcher er im „*Marmorbild*“ Ausdruck gibt:

„Jeder lobt Gott auf seine Weise, und alle Stimmen zusammen machen den Frühling.“

Die Lieder, welche Friedrich Wilhelm Grimme dem Meister im Jahre 1856 übersandte, waren die „*Gedichte*“ (Münster 1855), seine erste poetische Gabe an die Öffentlichkeit; „noch Knospenleben“, meint Grimmes Biograph, Julius Schwering, „das ist noch nicht der volle reife Mann, der da zu uns spricht, da ist noch vieles, was der Weiterentfaltung fähig und bedürftig ist.“²

Grimme war damals noch schlichter Hilfslehrer am Staatlich Paulinischen Gymnasium zu Münster; als er sich im Jahre darauf an den großen Romantiker wandte, befand er sich in Paderborn, wo er nunmehr als Oberlehrer wirkte. Im Jahre 1872 ging er als Gymnasialdirektor nach Heiligenstadt auf dem Eichsfeld; nach gesegneter Tätigkeit schied er 1885 aus dem Amte, starb aber bereits zwei Jahre darauf, erst sechzigjährig, zu Münster in Westfalen.

Seine Bedeutung als Dichter beruht nach unserer Auffassung weniger auf seinen hochdeutschen Werken, als auf seinen Schöpfungen in sauerländischer Mundart. Gerade sie werden die Erinnerung an den liebenswürdigen, bescheidenen und unkomplizierten Poeten in seiner engeren Heimat wohl noch lange wach erhalten.

Die geistige Begegnung mit dem großen Lyriker der Romantik aber erfreute und ergötzte ihn; schienen die ermunternden und anerkennenden Worte des Dichters des deutschen Waldes doch einen Freipaß für die Wanderung in die romantischen Mondscheinprovinzen darzustellen, auf welcher sich der Ältere in so gewinnender Weise sogar als Weggefährte anbot.

Die in dem ersten Schreiben erwähnten „Darmstädter Musageten“ lassen keine sichere Deutung zu; an Persönlichkeiten wie Niebergall, Georg Büchner und Karl Vogt ist wohl kaum zu denken. Von Eichendorff selbst wird nirgendwo ein Dichter erwähnt, dessen Gestalt in diesen Zusammenhang paßte.

Nach den Angaben meines Darmstädter Freundes Dr. Ludwig Gombert kann nur der „*Musenalmanach, eine Neujahrsgabe für 1833*“ (Herausgegeben von Heinrich Küntzel und Friedrich Metz) gemeint sein. An diesem Almanach war auch Fouqué beteiligt, dessen Dichtung Eichendorff bekanntlich später stark ablehnte. Das Urteil des Romantikers wird auch durch einen Brief Büchners an August Stöber, der wie sein

² Julius Schwering: *Literarische Streifzüge und Lebensbilder*. (Universitäts-Archiv, Bd. XV des Archivs.) Münster 1931. S. 301.

Bruder Adolf Stöber an dem *Musenalmanach* mitarbeitete, bestätigt (vgl. Lorenz Otken [Oken] und Georg Büchner von Jean Strohl in den Schriften der Corona, XIV. Verlag der Corona, Zürich 1936, S. 71 u. 73).

Der fehlende dritte Brief Eichendorffs an Grimme hat sich, aller aufgewandten Mühe ungeachtet, bisher nicht ausfindig machen lassen.

Verehrtester Herr!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Liedergabe! Sie hat mir große Freude gemacht: als ein Zeichen, daß Sie meiner so freundlich gedenken, vor allem aber durch die Schönheit der Gedichte selbst. Da waltet überall jene ursprüngliche Jugendfrische, welche die eigentliche Seele der Lyrik ist, und sich um die Darmstädter Musageten nicht zu kümmern braucht.

Möge Ihnen Ihr praktischer Beruf ferner Lust und Zeit vergönnen zu der fröhlichen Wanderschaft, auf der ich Sie jederzeit mit wahrhafter Theilnahme begleiten werde.

Und somit, verehrtester Herr, nochmals Dank und den besten Gruß von

Ihrem
ergebensten

Neiße, den 1. März 56.

Jos. v. Eichendorff

Den (!) Gymnasial-Hilfslehrer Herrn Grimme

Hochwohlgeboren in Münster

Verehrtester Herr!

Es freut mich sehr, wenn meine Äußerungen über Ihre früheren Lieder einigermaßen dazu beitragen konnten, Sie zur unausgesetzten Pflege Ihres schönen poetischen Talentes aufzumuntern. Mit Vergnügen sehe ich daher der verheißenen Zusendung des neuen Manuskriptes entgegen, und bin im voraus überzeugt, daß auch dießmal mein Urtheil ein günstiges sein wird.

Nehmen Sie den herzlichsten Dank für das mir geschenkte Vertrauen, sowie die Versicherung meiner aufrichtigsten Theilnahme.

Euer Hochwohlgeboren

ergebener

Neiße, den 22. Juny 57.

Jos. v. Eichendorff

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Wilhelm Grimme, Gymnasiallehrer

in Paderborn

Eichendorff im neueren und neuesten deutschen Schrifttum

Zusammengestellt von Willibald Köhler

Immer wieder stößt der Verehrer und Freund Eichendorffs beglückt auf Kapitel und Stellen in den Erzeugnissen unseres neueren und neuesten Schrifttums, mit denen unsere Dichter und Schriftsteller dem geliebtesten unter Deutschlands Dichtern den Zoll ihres Dankes entrichten. Aus ihrer kaum noch übersehbaren, nicht endenden Reihe werden hiernach den im letzten Jahrbuch angeführten vier Werke sieben weitere verschiedener Gattung und verschiedenen Ranges hinzugefügt, die nach ihrer Entstehungszeit etwa die letzten fünfundzwanzig Jahre umfassen.

Der im Jahre 1891 zu Krossen geborene, unter seinem Decknamen Klabund bekanntgewordene, frühverstorbene Dichter Alfred Henschke gab den durch den Versailler Frieden in die Wüste verstoßenen Deutschen zur seelischen Erfrischung eine kleine Sammlung von fünfzig Eichendorffschen Gedichten heraus, die er nach der Anfangszeile des ersten Gedichtes „*Es steht ein Berg im Feuer*“ nennt. In einem Nachwort schreibt er:

„Eichendorff und Hölderlin sind Nord- und Südpol der deutschen Lyrik. Goethe: ihrer Erdmitte. Hölderlin: ein Einziger unter den Deutschen, der hieratische Priester der heiligsten Empfängnis, der strengsten Verkündigung: Kind und Greis. Anfang und Ende. Goethe: der Mann, gewaltig schreitend, Flamme und Tuba. Eichendorff: das deutsche All: im Regenbogenherzen des Jünglings im Sommerabend wie eine erste und letzte Rose aufbrechend: durchblühend die Nacht bis zum Morgenrot. Eichendorff: das Volks-Lied. Goethe: die Trilogie der Leidenschaft des geistigen Menschen. Hölderlin: der Gottgesang.“

*

Nach den mancherlei mißglückten Versuchen, den unsterblichen „*Taugenichts*“ zu dramatisieren, hat Frank Thieß, sich vom Original kühn freimachend, einen neuen Weg beschritten, den er uns in einem Geleitwort selbst beschreibt:

„Die Frage, ob es erlaubt sei, eine epische Schöpfung zu dramatisieren, gehört zu den meistumstrittenen der Ästhetik. Im allgemeinen wird sie verneinend beantwortet, und das Mißlingen der meisten Versuche auf diesem Gebiet läßt das Nein berechtigt

erscheinen. Eine Grundform ist nie ohne Schaden in ihrer Substanz in eine andere zu verwandeln.

Aber ist die Frage nicht falsch gestellt?

Denken wir an den Film. Wollte man einen Roman verfilmen, mißlang dies stets. Versucht man aber aus dem Stoff des Romans unter vorsichtiger Umgehung seines epischen Gefüges einen Film zu schaffen, kann ein solches Unternehmen durchaus glücken und ist oft genug geglückt.

Sehen wir die Dinge so an, braucht man sich vor dem Experiment auch bei Roman und Theaterstück nicht zu scheuen, vorausgesetzt, daß der Stoff überhaupt dramatische Elemente enthält. Man muß über das Original zurück in seine stoffliche Urform einzudringen suchen, von dieser aus mit dem dramatischen Bau beginnen und sich nicht scheuen, frei mit ihm zu schalten, sofern dies den Forderungen des Theaters entspricht. Eichendorffs romantische Erzählung *„Aus dem Leben eines Taugenichts“* widerspricht in ihrer geschlossenen epischen Form, ihrem lyrischen Zauber, ihren wie Wolkenschatten vorüberschwebenden Bilderreihen so klar jeder Dramatisierung, daß es nicht wundert, wenn alle Versuche, sie in ein Schauspiel umzubauen, mehr oder weniger mißglückt sind. Worin lag der Fehler? Darin, daß sie vom Original nicht frei kamen, Duft, Farbenspiel und lyrische Melodien, wie sie in bunter Vielfalt Eichendorffs Meisterschöpfung durchziehen, in dieser Form auch ins Theater hinüberretten wollten. Es war nicht möglich. Was in der Phantasie des Lesers zum beglückenden Gemälde einer wanderseligen Zeit aufwächst, erscheint auf der Bühne verstaubt und trocken. Der melodische Zauber ist verflogen, das dramatische Getriebe steht alle Augenblicke still. Wir schauen eben auf die Bühne mit anderen Augen als ins Niemandsland der Phantasie.

Als ich nun meinerseits den Versuch anstellte, dieses Kronstück der deutschen Romantik für die Bühne zu bearbeiten, merkte ich bald, daß mit einer „Bearbeitung“ das Problem nicht zu lösen war. Ich mußte mit Einführung neuer Personen und einer teilweise veränderten dramatischen Verflechtung der Geschehnisse einen neuen *„Taugenichts“* schreiben. Je weiter ich mich dabei von Eichendorff entfernte, um so wohler wurde mir, um so festeren Boden fühlte ich unter meinen Füßen. Bei Eichendorff bleibt die Erzählung durchaus im Geiste der Romantik fragmentarisch, ihr Ende ist nebulos skizziert, ja, eigentlich hat sie überhaupt keins, sondern bricht in einer verdämmernden Undeutlichkeit ab. Die Bühne aber verlangt Kontur, Spannung und sinnfälligen Schluß. Was bei Eichendorff gerade die undefinierbare Grazie seiner Erzählung ausmacht, das formlose Spiel mit Figuren und Ereignissen, war in dieser

Art für die Bühne nicht zu retten. Das Romantische in ihr mußte verwandelt werden, um augenfällig zu werden.

Dieses ‚Romantische‘ – was verstehen wir darunter? Zweifellos nicht dasselbe wie die Generation, für die Eichendorff schrieb. Damals war Romantik eine ästhetische Mode und zugleich eine Weltanschauung aus reiner Gefühlseinstellung. Für uns bedeutet sie ein Stück goldenen Zeitalters, etwas, das weder je gelebt werden kann, noch je gelebt wurde, eine Welt seliger Träumerei, heiteren Glücksverlangens, spielerischer Verknüpfungen von Dingen, die sonst einander feindlich sind. Ich riskierte den Zorn aller Philologen und Literaturhistoriker und blieb nicht in scheuer Ehrfurcht vor Eichendorffs Schöpfung stehen, sondern formte aus ihrem Stoff und unserer gegenwärtigen romantischen Sehnsucht etwas Neues, ein turbulentes Spiel wechselnder Bilder, verträumt, lächerlich, grotesk, melodisch und ironisch. Aus seiner Gräfin machte ich eine energische alte Dame, die stets das Falsche will und stets das Richtige schafft, aus seiner Aurelie ein tapferes Mädel, das unserer Zeit angehören könnte, und erfand obendrein zwei komische Banditen, die als wichtige Nebenpersonen das Gefährt in rechte Bewegung bringen.

Doch die Hauptperson, der Taugenichts selber?

Nun, ihn ließ ich, wie er war. Er erhielt vielleicht etwas von Heinz Rühmann, der ja die eigentliche romantische Figur unter unseren Schauspielern ist, aber damit durfte es nicht sein Bewenden haben. Mir wurde immer klarer, wie deutsch dieser Taugenichts ist, wie symbolisch sein Nicht-erkannt-werden, sein Unverstandensein. Wie typisch für damals und für heute sein Erwachen zum Selbstbewußtsein aus verschlafener Träumerei.

Eichendorffs romantischen Zauber darzustellen, dieses Ineinandergleiten von Farben, Gestalten und Melodien, mußte der Musik und der Regie vorbehalten bleiben. Das Spiel selber konnte wohl den Rahmen hierfür abgeben, und weil es stellenweise ins Traumhafte, dann wieder ins Musikalische abgleitet, wird es, denke ich, einem phantasievollen Spielleiter manche Möglichkeit geben, auf der Bühne eine Welt märchenhafter Lebensfälle zu entfalten.“

*

Wie eine Warnung vor einer tragisch endenden Liebe erklingt mitten in Boerners vielgelesener Novelle „*Ursula*“ an einem wehmütig schönen Sommerabend, dessen Zauber vollendend, Eichendorffs schönstes Sehnsuchtslied. Thomas und Ursula entfliehen aus der Menschenfülle des Parkes auf den nahen Fluß.

„Als es Abend wurde, arbeiteten wir uns aus dem Schilf heraus und trieben langsam fluß-abwärts. Goldene Sonne schien über Wiesen und Wasser, der Wald zur Rechten färbte sich schon ein wenig bunt.

Usch! bat ich. Warum singst du nie mehr?

Ich kann doch gar nicht singen!

Das ist eine Ausrede, früher hast du so oft mit Veronika gesungen!

Bis einer kam und mir keine Zeit mehr ließ, lachte Usch. Was soll ich denn singen?

Was du willst, was du kannst! Sing' das Ständchen von Schubert!

Leise flehen meine Lieder – ach nein, das ist so traurig.

Alle schönen Lieder sind traurig, Usch.

Dann weiß ich ein schönes trauriges, es paßt für dich.

Und leise, erst ein wenig scheu und unbeholfen, dann aber klar und schlicht klang es über das Wasser:

Wer in die Fremde will wandern,
der muß mit der Liebsten gehn – –

Es war das Heimweggedicht von Eichendorff, das Hugo Wolfs Melodie in ihrem sehn-süchtigen Schmerz vertieft und weinend auskostet.

Ich hielt das Ruder still, der Fluß trug uns ohne Zutun zwischen den Abendwiesen hin. Lieb und gut träumte Ursulas Stimme:

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
die schienen, wie ich ging zu ihr – –

Dann verklang das Lied in getröstetem neuen Aufbegehren.

Ursula wandte sich um: Zufrieden?

Ich antwortete nichts, sah ihr nur in die großen ernsten Augen, darin sich eine Träne versteckte.

Der Wald trat zurück, der Fluß führte in einem Bogen mitten in die Wiesen hinein, dorthin, wo mich Usch einst das Steinwerfen hatte lehren wollen. Das war ein Summen und Zirpen im Gras! Die Dämmerung verdichtete sich, die Weiden am Ufer nahmen schattenhafte Formen an. Ein kühler Wind hauchte übers Wasser. Leise klang von der Stadtkirche das Abendläuten herüber, begleitete das Rauschen des Waldes, der wie eine schwarze Wand mehr und mehr verschwand.“ –

Noch einmal erklingt das Lied in der Seele des Geliebten wie ein weher Abschiedsgesang von Ursulas Geist über den Wassern, in denen sie ihr junges Leben endete.

„Vom Dorf tönen Sterbeglocken durch den Wald, rotgolden wandert die Sonne über die Kiefernwpfel. Der See schlägt leise ans Ufer – Ursula singt. Alle schönen Lieder sind traurig, lächelt ihre Stimme, und dann singt sie über das Wasser: Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten gehn ...“ –

*

Durch mehr als seinen Titel und die hernach angeführte Stelle ist August Winnigs Roman „*Wunderbare Welt*“ (1938) ein Buch eichendorffischen Geistes. Da sind in dem Buche gleich drei Glückspilze, die den Zufall ihren besonderen Freund nennen dürfen: Der vom Tode gezeichnete, selig aus dieser geliebten Welt herauswandernde junge Jodokus, der leichtfertige Referendar Harwegen und die Hauptgestalt des Buches Erdmann Iken, der sich aus der seelenverderbenden Enge des Armenhauses auf die Wanderschaft begibt. Eine Kette von glücklichen, in das Licht einer schicksalhaften Fügung gerückten Zufällen führt den verschollen geglaubten, lange vergeblich gesuchten Erdmann schließlich dem in Bessarabien begüterten Großvater und der „vielschönen gnädigen“, unerreichbar hoch und schön erscheinende „Fraue“ in die Arme, so daß auch hier wie im „*Taugenichts*“ am Ende „alles, alles gut“ war. Das Wanderglück führt Erdmann zunächst zu einem weisen Heilschäfer, hierauf in die „Brüderliche Liebe“, die Gründung eines mit märchenhaften Reichtümern aus Amerika heimgekehrten Wohltäters der Menschheit, Linus Wullpater. Von diesem werden seine guten geistigen Anlagen erkannt, und er wird der von Linus gestifteten höheren Schule zur Ausbildung überantwortet. Sie wird von einem hochmütigen Intellektuellen namens Müller geleitet. Dieser bereitet eine in billigem Byzantinismus schwelgende Feier für den nahe bevorstehenden 50. Geburtstag des Stifters vor, als dieser, durch eine entscheidende Begegnung mit Erdmanns weisen Schäfer in seinem eitlen Wesen erschüttert, einer Erleuchtung entgegen ins dunkle Afrika entflieht.

Die so sorgfältig einstudierte Feier nimmt einen gänzlich unerwarteten Verlauf. –

„Schüler und Lehrer hatten sich gesetzt, der Direktor war an das Pult getreten, entsiegelte unter hundert Blicken, die jede seiner Bewegungen verfolgten, das Schreiben und sagte, er habe eine Botschaft des Stifters zu verlesen.

Dann verlas er sie:

„Diese Worte sind Gruß, Dank und Abschied in einem. Ich verlasse heute abend diese Stätte und werde nicht mehr hier sein, wenn diese Worte verlesen werden. Gern hätte ich mich weiter ihres Gedeihens gefreut, doch es ist mir anders aufgelegt. Sollte ich einst zu ihr zurückkehren, so wird es erst nach Jahren geschehen. Schule und Hospiz

sind in ihrem Weiterbestand gesichert. Alle meine Rechte habe ich auf meinen Bruder Hieronimus übertragen. Die geplanten Feiern dürfen nicht stattfinden. Zum letzten Male gebe ich die Tageslosung:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Linus Wullpater.*

Herr Müller war sehr ernst, als er den Blick wieder erhob. „Diese Botschaft“, sagte er, „bewegt uns tief. Wir kennen die Gründe nicht, die unsern verehrten Herrn Stifter bewegen haben, uns zu verlassen. Aber wir achten sie in dem Bewußtsein, daß sie rein und edel sind. Unsere heißen Wünsche begleiten ihn auf allen seinen Wegen.“

Herr Müller winkte zum Aufstehen. Lehrer und Schüler erhoben sich.

„Wir singen ein Lied – und zwar –“

Herr Müller wußte jetzt kein Lied zu nennen, das zu dem Anlaß gepaßt hätte, die vorgesehenen und eingeübten Chöre schienen ihm nicht anwendbar; so sah er sich ratsuchend um.

Aber auch von den Lehrern kam ihm kein Rat, obwohl sie alle ernsthaft nachdachten.

Da erscholl es aus den Reihen der Sextaner: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen!“ Der Knirps, der es gerufen hatte, war feuerrot geworden.

Herr Müller blickte etwas verlegen vor sich nieder, und ehe er sich noch äußern konnte, begannen die vorderen Klassen der Unterstufe bereits zu singen. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als es geschehen zu lassen, und auch die Lehrer fügten sich und störten nicht den Gesang, der schnell von allen Klassen aufgenommen wurde, und als der zweite Vers begann, fiel von den Lehrern zuerst Herr Mollenhauer ein, der aber seit Jugentagen in falschen Tönen sang und auch jetzt nicht die richtigen traf, so daß seine Nachbarn ebenfalls einstimmten, um ihn zu übersingen, und als Herr Müller die Stimmen der Lehrer in seinem Rücken hörte, fühlte auch er sich des Mitsingens pflichtig, doch sang er mit einer *reservatio mentalis*, denn seine Weltanschauung gedachte er nicht zu opfern, und die war ganz anders und unendlich tiefer begründet, als die des Romantikers Eichendorff.

So sangen sie schließlich alle, aber keiner sang mit solcher Wahrhaftigkeit wie Erdmann, der fremde Wanderbursche.“–

*

Im vergangenen Kriegssommer erschienen des Oberschlesiers Viktor Kaluza dichterisch gestalteten Erlebnisse einer Weltkriegsgefangenschaft „*Kamerad Malheur*“. Sechs vergebliche Fluchtversuche brachten ihm den Namen ein.

Gleich beim ersten, den dieser, dreiundachtzig Jahre nach der Geburt des ersten aus der französischen Gefangenschaft herausspazierende zweite Taugenichts über die spanische Grenze unternimmt, taucht in der warmen Sommernacht im heimwehkranken Gemüte des Flüchtlings die Erinnerung an seinen großen Landsmann auf.

„Die Chaussee führte schnurgerade in südlicher Richtung, und ich brauchte, ohne einen Wegweiser anleuchten zu müssen, mich nur an sie zu halten. Ich hatte vorderhand auch keine Ursache, von dem Wege Gottes abzuweichen, auch in dem Meiler nicht, in den ich nach längerem Marsch geriet, just als es vom Kirchturm elf schlug. Es waren ganz unfeierliche, heiser blecherne Schläge, die das Uhrwerk rasselnd von sich gab, und ich wäre ohne Aufenthalt weitergegangen, da aber knarrte in dem einzigen Hause, in dem noch Licht brannte, in der Taberne nämlich, die Tür auf, und heraus wankten zwei, denen man am besten aus dem Wege ging. Ich ließ sie passieren, indem ich mich hinter einen Bordstein duckte, und sie kauderwelschten in einem Patois, von dem ich kein Wort verstand. Darauf verdoppelte ich meine Schritte. Aus begreiflichen Gründen ließ ich es mir sehr angelegen sein, möglichst viel Weg hinter mich zu bringen; niemand jagte mich, aber ich war bald so in Fahrt gekommen, daß ich lief, bis ich jappte. Als ich dann verhielt und zu dem nächtlichen Himmel auf sah, blinkten die Sterne so friedlich und freundlich, wie sie allezeit auf einen Wanderer blinken, der fröhlichen Herzens durch die Nacht trabt. Ich hob voll Dankbarkeit die Arme. Nicht weit von mir, ich glaubte sein Ufergebüsch dunkeln zu sehen, rauschte der Fluß. ‚Ça y est‘, sagte ich, sagte es laut aus purem Übermut, denn ihm zur Seite konnte ich nicht fehlgehen. Er kam von dort, wohin ich wollte.

Aber ehe ich weitergehe, halte ich die Hand ans Ohr und frage, ja gibt es denn das, gibt es denn das außer in den Versen Eichendorffs? Ach, jetzt war keine Zeit, Nachtigallen zu lauschen und sich zu verschwärmen wie ein Gymnasiast, jetzt galt es nur eins und das hieß: Kilometermachen, Kilometermachen, ungeachtet der kleinen Zwischenspiele, die die wundersame Nacht für mich bereit hielt.“ –

*

In seiner am ersten Eichendorff-Tage, dem 25. November 1941, zu Kattowitz gehaltenen Rede erinnerte uns Dr. Rainer Schlösser daran, daß im Weltkrieg neben Goethes „*Faust*“ und Nietzsches „*Zarathustra*“ der „*Taugenichts*“ im Tornister

unserer Soldaten zu finden war, die in der Hölle der Materialschlachten sich den Glauben an eine himmlische Gegenwelt erhalten wollten. Er bekannte, daß auch er die Türme der Kathedrale von Reims im Lichte eichendorffischer Gottgläubigkeit gesehen habe gleich jenem wunderbaren Frontoffizier Jünger, der am Ende von Friedrich Bethges Kriegsdrama „*Reims*“ in einem seelisch entscheidenden Augenblicke den Vormarsch gegen die domgekrönte Stadt mit den Worten des „*Soldaten*“ von Eichendorff antritt:

(„Und wenn es einst dunkelt,
der Erd bin ich satt,
durchs Abendrot funkelt
eine prächt'ge Stadt:
von den goldenen Türmen
singt der Chor,
wir aber stürmen
das himmlische Tor.“

Jünger auch entdeckt in der Tasche des kriegsfreiwilligen Studenten Eichendorffs Gedichte. Es entspinnt sich zwischen den beiden das folgende Gespräch:

Jünger:

mit Kindern kämpfe ich nicht – rechts heraus!

Freiwilliger (leise):

Wenn ich bleiben darf,
Herr Hauptmann!

Jünger:

Natürlich Schwärmer! Beruf?

Freiwilliger:

Student!

Jünger:

Seh's ja! Buch in Rocktasche – sicher
nicht Felddienstordnung. Herzeigen!
Jede Patrone ist wichtiger.

Freiwilliger (leise):

Niemals, Herr Hauptmann!

Jünger:

Eichendorff – warum nicht gar! Romantik
im Trommelfeuer! – Habe noch altes
Gesangbuch im Koffer! Gedichte! – Wollen
wohl Tanks damit beschwören, was?! –
der Leutnant von Eichendorff!

Freiwilliger (leise):

Er hat Napoleon damit beschworen!

Jünger:

Den Erztank! – hat er das? (freundlicher)
Lesezeichen – wohl vom Fräulein Braut?

Freiwilliger:

Schwester, Herr Hauptmann!

Jünger:

Kein Bräutchen? Wie alt?

Freiwilliger:

19 Jahre, Herr Hauptmann.

Jünger:

Und kein Bräutchen? Kennt das Leben
kaum – und will es lassen. – Da! (gibt ihm das Buch zurück)
– meinst du Schafskopf,
das hätt ich nicht im Kopf? –
An meiner Seite!

Freiwilliger:

Jawohl, Herr Hauptmann!“ –

*

Bei derselben Gelegenheit erzählte Rainer Schlösser von einem Freunde, den der russische Krieg in die trostlose Landschaft der Krim führte. Diesem glaubte er zum Troste nichts Besseres schicken zu können als Eichendorffs Gedichte. Deutschland als Landschaft und Vision wird beim Lesen der Gedichte vor ihm aufblühen. –

*

An dieser Stelle in Schlössers Rede mußte ich wieder denken, als ich in dem Soldatenblatt in Norwegen „*Wacht im Norden*“ (29.11.1941) eine kleine, anspruchslose Geschichte „*Das Feldpostpäckchen*“ von Kurt Kaufmann las. – An einige Feldgraue teilt eine Tages nach Appell und Befehlsausgabe der Feldweibel einige Liebesgabenpakete aus, die „für Soldaten ohne Angehörige“ mit der Feldpost eingetroffen sind. Einer von diesen, Völker, zieht sich mit seinem Schatz in ein stilles Eckchen zurück. – „Plötzlich, als er das Paket aufgeschnürt hatte, stieß er einen Jubelschrei aus: Obenauf lag eine Fünfundzwanziger-Packung seiner Lieblingszigaretten. Eine davon steckte er sich zunächst einmal an. Der Duft, der ihn bläulich und aromatisch umwölkte, lenkte seine Gedanken in eine Zeit, die längst vergangen war –, in eine Zeit, die noch vor dem Kriege lag ... und die beglückende und schmerzliche Erinnerungen zugleich für ihn barg. Er tat einen tiefen nachdenklichen und auch resignierten Seufzer. „Ach ja!“ sagte er danach versonnen gedehnt und machte dann mit der Rechten eine unbestimmte Bewegung, als schöbe er etwas längst Abgetanes beiseite. Dann machte er sich mit gesammelter Miene an das weitere Auspacken. Ein Büchlein förderte er darauf zutage, ein Buch, das er unendlich liebte: Eichendorffs „*Taugenichts*“. Ach, dies wunderbare ... dies romantische und schwärmerische Buch, es war in der gleichen Art wie die Zigarette hier, die er jetzt rauchte, so unnennbar erinnerungs- und beziehungsvoll!“

— — —

[Danzig, Radierungen von Matthäus Deisch 1764/65 / Aus „*Danzig vor 150 Jahren*“, Danziger Verlagsgesellschaft m.b.H., 2 Folgen (1925 u. 26.)]

Von neuen volkstümlichen Eichendorff-Liedern

Von Hermann Fuhrich

Greif in die gold'nen Saiten,
Da spürst du, daß du frei,
Es hellen sich die Zeiten,
Aurora scheint neu.

Eichendorff

Es wäre verwunderlich, wenn die musikalischen Verse Joseph Freiherr von Eichendorffs nicht immer wieder unsere Tondichter zu ihren Schöpfungen angeregt hätten. Das war nicht nur in vergangenen Zeiten so, in denen uns Robert Schumanns und Hugo Wolfs Vertonungen und so manche andere Perle herrlicher Kunstlieder geschenkt wurden. Auch in der Gegenwart haben die Dichtungen Eichendorffs rüstige Lebenskraft bewiesen. So schrieb, um nur einige Beispiele aus den letzten Jahren zu nennen, Kurt Thomas seine „*Eichendorff-Kantate*“, in der die Welt des Dichters mit den Ausdrucksmitteln des neuen Musikschaffens lebendig wird, von dem im deutschen Chorwesen angesehenen Hans Lang kennen wir die „*Kantate vom fröhlichen Musikanten*“, und Paul Höffer schuf seine „*Fröhliche Wanderkantate*“ unter Verwendung von Worten unseres Dichters. Die Werke Eichendorffs sind eben mehr als Romantik, sie sind eine die Zeiten überdauernde Darstellung deutscher Seele, und der Kreis derjenigen weitet sich ja immer mehr, die in der Romantik nicht weltfremde Schwärmerei sehen, sondern sie als einen Bestandteil der deutschen Weltschau begreifen. Auch in unserer Zeit „schläft ein Lied in allen Dingen ... findest du nur das Zauberwort“.

Um so mehr wäre es zu bedauern, wenn uns der Schatz volkstümlicher Eichendorff-Lieder verloren ginge, die in der häuslichen Gemeinschaft, unter einfachen Schulverhältnissen, im Werksingen der Betriebe, in den Singscharen der Jugend und in jeder dörflichen Singgemeinde gesungen werden können.

Darum braucht man heute allerdings kaum mehr besorgt zu sein, denn zu keiner anderen Zeit ist, besonders in der Jugend, so viel und gern gesungen worden wie in unseren Tagen, und man darf es als ein erfreuliches und gültiges Zeichen für die lebendige Gegenwartigkeit Eichendorffs werten, daß in den letzten Jahren eine ansehnliche Reihe von Liedern geschaffen wurde, die besonders die junge Generation als ihr Bekenntnis empfindet und singt.

In diesem Zusammenhange sei zunächst nachdrücklich auf die von Cesar Bresgen vertonten Eichendorff-Lieder hingewiesen.¹ Die frische, ursprüngliche Art dieser Weisen, ihr volksliedhaft einfacher Bau und ihre jede falschromantische Gefühlsseligkeit vermeidende Haltung haben es bewirkt, daß einige von ihnen heute schon zu wirklichen Volksliedern geworden sind, wie etwa „*O du stille Zeit*“² ein Lied, das in der Jugend gern beim Einholen der Fahne oder zum Beschluß des Heimabends gemeinsam gesungen wird. Diese Lieder, die ebenso als einstimmige Chöre wie auch als Sologesänge verwendet werden können, scheinen geeignet, die Auffassung zu befestigen, daß das klavierbegleitete Sololied durchaus nicht nur im Konzert seinen Platz finden, sondern daß es als ein „stolzer Gipfel hochgeistiger deutscher Kammermusik“³ auch wieder mehr Raum in der Hausmusik erhalten sollte. Das verdienen diese Bresgen-Lieder alle! „Wie schön, hier zu verträumen die Nacht im stillen Wald“⁴ darf man in dieser Liedfassung zu den schönsten Eichendorff-Lieder zählen, die wir kennen. Wenn wir das deutsche „Lied“ – diesen Begriff besitzen ja eigentlich nur wir Deutschen – als den „Inbegriff gesanglichen Aussprechens der in das deutsche Gedicht gebundenen Empfindung“⁵ ansprechen, so ist dieser Sinn hier in vollem Maße erfüllt. „*Durch Feld und Buchenballen*“⁶, „*Zwei Musikanten ziehn daher*“⁷, „*Überm Lande die Sterne*“⁸, „*Wär' ich ein Hirschlein jung und schlank*“⁹ haben heute schon in der singenden Jugend weite Verbreitung gefunden, während die übrigen Weisen sich wohl mehr zur Darstellung durch eine Einzelstimme eignen. Die Klavierbegleitung läßt in den meisten Fällen, auch nach Angabe des Komponisten, eine Ausführung durch Streicher oder Bläser zu. Das Liederheft stellt eine Ausgabe dar, an der jeder Freund Eichendorffscher Dichtung lange Zeit Freude haben wird.

Eine besondere Frage ist die Vertonung der beiden Lieder, mit denen sich Eichendorff ganz besonders ins Herz des deutschen Volkes eingesungen hat: „*Wer hat dich, du schöner Wald*“ und „*O Täler weit, o Höhen*“. Die früher gebräuchlichen Mendels-

¹ Cesar Bresgen, *Eichendorff-Lieder für Solostimme oder Chor und Klavier* (bzw. Streicher). Potsdam 1939, Vögenreiter-Verlag, 1,80 RM.

² Text aus „*Dichter und ihre Gesellen*“.

³ Hans Joachim Moser, *Das deutsche Lied*. Berlin 1937, I 9.

⁴ Gedicht „*Die Nacht*“. Vgl. unsere Notenbeilage.

⁵ Moser, I 38.

⁶ In der Textfassung aus „*Dichter und ihre Gesellen*“.

⁷ Gedicht „*Musikantengruß*“.

⁸ Gedicht „*Nacht*, 3“.

⁹ Gedicht „*Jäger und Jägerin*“, allerdings textlich stark geändert.

sohnschen Fassungen sind für uns nicht mehr tragbar. Wohl hatte Walther Hensel diese beiden Texte bereits 1924 in den „*Finkensteiner Blättern*“¹⁰ in neue musikalische Gestalt gebracht. In Singkreisen werden diese Liedfassungen oft gesungen, man kann sie ab und zu auch im Rundfunk hören, aber eigentlich volksläufig scheinen sie nicht geworden zu sein. Nun hat vor einiger Zeit Carl Clewing in den prachtvollen, im Auftrage der Deutschen Jägerschaft herausgegebenen und mit einem Geleitwort des Reichsjägermeisters Reichsmarschall Hermann Göring versehenen „*Denkmälern Deutscher Jagdkultur*“¹¹ diese Lücke zu schließen versucht. „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald!*“) ist hier mit glücklicher Hand einer ursprünglich geistlichen Singweise von Joh. Gottfr. Vierling (1789) unterlegt worden. Dieses Verfahren einer neuen Textunterlegung ist, so bedacht-sam und vorsichtig es auch angefaßt werden muß, keinesfalls ungewöhnlich oder gar in jedem Falle minderwertig. So wurde in alter Zeit, um nur an bekannte Beispiele solcher „*Contrafacten*“ zu erinnern, aus Hans Leo Haßlers Liebeslied „*Mein Gmüt ist mir verwirret*“ (1601) der Choral „*O Haupt voll Blut und Wunden*“, der in Joh. Seb. Bachs Fassung in der *Matthäuspasion* zu unseren schönsten, unvergänglichsten Tonsätzen zählt, und Bach selbst verwendete Stücke aus seinen weltlichen Kantaten wieder in seinem herrlichen Weihnachtsoratorium. Wenn ein solches Kunstwerk und die ihm zugeordneten Worte aus einer klaren Wesenshaltung und aus echtem, unverfälschtem Gefühl entsprungen sind, dann ist eben ein wirklicher Unterschied zwischen „geistlich“ und „weltlich“ nicht vorhanden. Und wer je die Wesenstiefe Eichendorffs, die Klarheit seines Wesens und Dichtens empfunden hat, wer mit ihm in der Dichtung keine Weltflucht sieht, sondern „das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden“,¹² der wird diese Neufassung Clewings in gesundem Geiste, fern aller falschromantischen Gefühlsseligkeit verstehen und singen. Er wird in ihr die alte fromme Weise des deutschen Waldesrauschens verspüren. Gewiß, wem noch die Mendelssohnsche Weise in den Ohren klingt, dem wird vielleicht diese Neufassung zunächst einmal etwas befremdlich erscheinen. Befaßt man sich jedoch etwas näher mit ihr, dann sieht man ein, daß Vierlings Weise „so außerordentlich organisch mit den Worten zusammengeht, daß man glauben möchte, beide seien von einem Geiste

¹⁰ Herausgegeben von Walther Hensel, 2. Jahrg., Heft 9. Kassel, Bärenreiter-Verlag.

¹¹ *Denkmäler Deutscher Jagdkultur*, herausgegeben von Carl Clewing. I. Bd. „*Musik und Jäger*“ (1937); II. Bd. „*Jägerlieder zum Singen beim Klavier*“ (1938); III. Bd. „*Jagdmadrigale*“ (1938). Verlag J. Neumann, Neudamm, und Bärenreiter-Verlag, Kassel.

¹² *Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 2. Teil.

geschaffen“.¹³ Vergleicht man dann noch einmal beide Fassungen, „so erstaunt man, wie unsere Großväter diese melancholischen und überwürzten Sentimentalitäten (Mendelssohns) haben den Texten gemäß finden können“.¹⁴ – Die Vierlingsche Weise erscheint im ersten Bande der „*Denkmäler*“ in schlichter zweistimmiger Form, im zweiten einstimmig mit Klavierbegleitung und im dritten in einem vierstimmigen Männerchorsatz des Herausgebers.

Nicht ganz so glücklich scheint Clewings Textunterlegung von „*O Täler weit, o Höhen*“ unter eine Choralweise von Joh. Neumark (1652) gelungen zu sein. Indessen kann die Entscheidung darüber, soweit das volkstümliche Singen im Auge behalten wird, nicht allein nach ästhetischen Maßstäben gefällt werden, sie wird allein gültig vom singenden Volk gegeben. So lange uns nicht ein Begnadeter eine eigene Weise dazu geschenkt hat, soll dieser Versuch als dankenswert anerkannt sein. Der erste Band bietet wiederum das Lied zweistimmig und der dritte bringt es in einem Männerchorsatz. – Einen weiteren interessanten und offenbar auch erfolgversprechenden Versuch einer Neutextierung hat mit diesem Liede Gerhard Pallmann unternommen, indem er die Worte mit einer anmutigen, volksliedhaften Weise von Joh. Val. Görner (1744) in Verbindung gebracht hat. Ursprünglich ist diese Melodie zu Hagedorns „*Geschäfte, Zwang und Grillen*“ geschrieben worden, dessen dritte Strophe, die in späteren Liederbüchern auch als erste erscheint, mit den Worten „Ihr Täler und ihr Höhen“ beginnt. Pallmann nimmt an, daß Eichendorff durch dieses alte, in mancherlei musikalischer Gestalt nachweisbare Lied zu seiner Dichtung angeregt worden ist.¹⁵ Stichhaltige Beweise für diese Annahme liegen allerdings mangels eingehender Vorarbeiten nicht vor, und so wollen wir uns einstweilen damit begnügen, uns darüber zu freuen, daß Eichendorffs Dichtung wieder eine Weise gefunden hat, in der „froher Hornruf und der ganze Zauber des deutschen Waldes in all seiner Reinheit klar und schlicht zum Klingen gebracht ist“.¹⁶ – Wer jedoch auf eine ausgesprochen romantische Ausdeu-

¹³ Hermann Heiß in seiner Besprechung der „*Denkmäler*“; in: *Völkische Musikerziehung*, 4. Jahrg. (1938), Heft 4.

¹⁴ Moser, I 210. Gemeint sind hier lediglich die beiden in Betracht stehenden Lieder „*Wer hat dich, du schöner Wald*“ und „*O Täler weit, o Höhen*“.

¹⁵ Vgl. Pallmann, *Zwei Eichendorff-Lieder*; in: *Völkische Musikerziehung*, 5. Jahrg. (1939), Heft 2. Dort ist auch die Weise mit dem ursprünglichen Text und dem Generalbaß im Faksimiledruck wiedergegeben. Die Textunterlegung findet man auch im Dorfliederbuch des Reichsnährstandes und der NSG. „*Kraft durch Freude*“, „*Unser das Land*“ von Richard Eichenauer und Gerhard Pallmann (Köln, Tonger).

¹⁶ Pallmann, a. a. O.

tung des Liedes nicht verzichten will, sei auf den neuen, schon sehr beliebten Chorsatz zu einer eigenen Weise (für gemischte Stimmen) von Fritz Lubrich hingewiesen.¹⁷

Es ist hier nicht möglich, auf alle die vielen volkstümlichen Eichendorff-Lieder näher einzugehen, die gerade in den letzten Jahren entstanden sind, obwohl noch manche es verdienen; so müßte vor allem noch auf Clewings weitere Textunterlegungen zu Weisen des deutschstämmigen „schwedischen Anakreon“ Carl Mich. Bellmann¹⁸ eingegangen und das einschlägige Liedschaffen Walther Hensels und des neue Wege beschreitenden Liedkomponisten Karl Marx gewürdigt werden.¹⁹ Ebenso würden manche einzelne Lieder, wie z. B. das überzeugende „*Denn eine Zeit wird kommen*“ von Hans Christian Witte²⁰ noch ausführlicher Hinweise wert sein. Der durch den beschränkten Raum gebotene Verzicht darauf wird hoffentlich dadurch aufgewogen werden können, daß demnächst – wenn die Kriegsverhältnisse nicht einen Aufschub erforderlich machen – eine Auswahl der besten volkstümlichen Eichendorff-Lieder im Auftrag der Deutschen Eichendorff-Stiftung im Druck erscheinen wird.

Freilich: durch Liederbücher allein sind wohl nur selten Lieder verbreitet worden, wenn nicht lebendiges Singen, also mündliche Weiterverpflanzung, nebenher ging. Hoffen wir also, daß sich da und dort Singleiter finden, die die neuen Lieder in ihren Lebenskreisen erwecken. Es müßte ihnen der schönste Lohn zuteil werden, denn

Viele Boten gehn und gingen
Zwischen Erd' und Himmelslust,
Solchen Gruß kann keiner bringen
Als ein Lied aus frischer Brust.

Eichendorff

¹⁷ Im Selbstverlag des Komponisten, Kattowitz, Höferstr. 44. Chorpartituren, je 0,10 RM.

¹⁸ In den „*Denkmälern*“.

¹⁹ Verstreut in verschiedenen Liederbüchern.

²⁰ Im „*Liederblatt der Hitler-Jugend*“, Nr. 78, Georg Kallmeyer. Verlag Wolfenbüttel. Text aus dem Gedicht „*Klage*, 1809“.

Jahresbericht der Deutschen Eichendorff-Stiftung und des Deutschen Eichendorff-Museums für 1941

Erstattet von Karl Willi Moser

Unsere Arbeit ist im Geschäftsjahr 1941 rüstig vorangekommen. Der Schwerpunkt des Ganzen lag dieses Jahr in der inneren Festigung der Stiftung. Dabei musste natürlich unser „Schaufenster“ – das Eichendorff-Museum – besonders umhert werden. Nach dem durch den schier endlosen Winter bedingten längeren „Winterschlaf“ regte sich mit dem Einzug des Frühlings bald neues Leben. Rheinische Mädel, vom Niederrhein, kamen mit ihrer Lagerleiterin aus dem KLV.-Lager „Heimgarten“ (Neisse-Neuland) in das Museum und erfreuten sich besonders an den Beziehungen des Dichters und der Dichterfamilie zum Rheinland.

Am 2.5. gedachte die Eichendorff-Stiftung – wie alljährlich – des Todestages der Dichterenkelin, Margarete von Sedlnitzky-Eichendorff; ein Kranz auf ihrem nahen Grabhügel drückte die Verbundenheit mit „unserer Baronin“ aus. Wenige Tage später erfreut uns Landrat Dr. Hütteroth, der erfolgreiche Vorkämpfer für Eichendorff im Rati-borer Land, mit seinem Besuch.

Mit der Annäherung des Sommers treffen die ersten Nachrichten über die wiedererweckten „Freier“ ein. „Seit Ende Mai hatten die Städtischen Bühnen zu Litzmann-stadt unter Intendant Hans Hesse laufend das Lustspiel von J. Frhr. v. Eichendorff ‚Die Freier‘ erfolgreich auf dem Spielplan, und zwar in der neuen szenischen Fassung, durch die Alfons Hayduk die ständig wechselnden Schauplätze zu vier Bildern drama-turgisch gestrafft und damit der Bühnenwirksamkeit des köstlichen Werkes gedient hat. Diese Neubearbeitung, die bereits vor einigen Jahren im Oberschlesischen Landestheater zur Uraufführung gelangt ist, hat eine nachhaltige und tiefe Wirkung erzielt.“ (*Deutsche Theaterzeitung* v. 7.8.41.)

Am 8.6.41 fanden sich unter ihrem Gauvorsitzer, Ministerpräsident a. D. Dr. Werner, die schlesischen Zweigvereine des Deutschen Sprachvereins zu ihrer Gautagung erstmalig in Oberschlesien zusammen. Die Eröffnungsfeier im Festsaal der Anna-bergschule in Oppeln war Eichendorff gewidmet. Die *Oberschlesische Tageszeitung* v. 9.6.41 schreibt u. a. darüber: „Zu einem besonderen Erlebnis wurde der Festgemeinde der Vor-trag von Willibald Köhler, dem Leiter des Eichendorff-Museums in Neisse, der im Mittel-punkt der Feier stand. Willibald Köhler betonte eingangs: Wenn der Deutsche Sprachver-ein diese Gautagung dem Geiste Eichendorffs anvertraut hat, so hat er damit das Richtige getan. Wem anders als Eichendorff, diesem Zaubergarten und Gesundbrunnen der deut-schen Sprache, diesem wahrhaft großen Sohne Oberschlesiens, konnte diese Ehrung mit größerer Berechtigung zukommen?“

Neben diesen Dingen schreiten die organisatorischen Fragen sicher voran. Am 17.6.41 über-

gibt der bisherige verdiente Vorsitzende der Stiftung, Landeshauptmann Adams, den Vorsitz der Stiftung an Landesrat Kate und damit an die neue Regierung in Kattowitz! Das Erbe Eichendorffs kehrt wieder in seine oberschlesische Heimat zurück.

Das Museum erfreut sich indeß eines regen Besuches. Die Besucher haben zwar meist ihr Äußeres geändert: schlichtes Feldgrau herrscht jetzt vor, benagelte Stiefel hallen durch die Räume. Die Freude an dem Geschauten ist um so größer, der Gedankenaustausch noch reger geworden. Davon erzählt uns ein Stimmungsbild des Kustos in der *Schlesischen Landespost* v. 2.7.41:

„Sinnend betrachte ich am Fenster die beginnende Abendstimmung rings um das Eichendorffhaus. Da unterbricht straffer Marschtritt die Stille des Abendfriedens: da kommen Soldaten die Eichendorffstraße herauf. Schon bleiben sie vor dem Hause stehen, ihr Führer bittet um Einlaß in das Eichendorff-Museum. Es sind Angehörige einer Genesungskompanie. Wird diesen braungebrannten Männern nach ihrem großen Erleben an der Front die Welt Eichendorffs etwas zu sagen haben?

Da stehen sie um mich geschart im Karl-von-Eichendorff-Zimmer. Eichendorff, ein Kämpfer? Ich denke, ein Träumer, ein Nichtstuer, ein ‚Taugenichts‘. Sein Jugendroman *„Abnung und Gegenwart“* – er ist 1812 vollendet – belehrt uns schon eines anderen: Denn, wie die Erze vom Hammer –. Immer wärmer werden die Soldaten, ja, auch sie haben den deutschen Eichendorff verkannt. Im Empire-Zimmer entführen uns Einrichtung und Ahnenbilder in die stolze Familiengeschichte der Eichendorffs, deren männliche Vertreter zu allen Zeiten mit dem Schwerte ihrem Vaterlande dienten. Konnte der Dichter da anders sein?“

„Eichendorff, ein weichlicher Träumer? Nein, ein Kämpfer! Ein unermüdlicher, seinem Volke verantwortlicher Kämpfer für deutsche Einigung, ein Streiter mit Schwert und Feder, ein Wegbereiter unserer großen Gegenwart im Dritten Reich.“

Laut schallen die Schritte deutscher Soldaten durch das Treppenhaus. Den dankbaren Händedruck der Scheidenden spüre ich noch lange in meiner Rechten. Ich weiß, Eichendorff geht mit ihnen:

„Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.“

Inzwischen sind die Besprechungen über die Wiederherstellungsarbeiten des Eichendorffhauses und des Museums soweit gediehen, daß die ersten Handwerker eintreffen. In den letzten Julitagen schließt das Museum für einige Wochen seine Pforten. Sorgfältig werden die Schätze verpackt; Maler, Maurer, Zimmerleute, Tischler beherrschen jetzt das Feld. Die nicht abreißende Verwaltungsarbeit muß anderswo geschafft werden. Dafür erstrahlen

Haus und Museum nachher wieder in frischen Farben und laden im August zu neuen Besuchen ein.

Ganz allmählich falben die Blätter; der Sommer beginnt sich auf die Berge zurückzuziehen. Es ist September geworden. In diesen Tagen rüstet sich die Stiftung zum Empfang der Kulturschriftleiter des Reiches, deren Pressefahrt durch Oberschlesien unter Ministerialrat Bade in Neisse beginnt. Gefiel es ihnen bei uns? Es sind verwöhnte Gäste. Lesen wir aus den Eindrücken ihrer Fahrt:

„Das Eichendorff-Museum in Eichendorffs Sterbehaus in Neisse, einem schönen klassizistischen Bürgerhaus vor den Toren dieser alten Soldatenstadt, ist in wenigen Jahren zu einer vorbildlichen Dichtergedenkstätte ausgebaut worden und erinnert mit den sorgsam ausgewählten Manuskriptproben, den Bildern des Dichters, seiner Eltern und Ahnen an das verwunschene, sorgfältig konservierte Freundesreich des Gleimhauses in Halberstadt. Ach, es weht ein merkwürdiger Zauber durch die Häuser, in denen unsere Dichter lebten. Fünfzig Schritte weiter standen wir vor den Gräbern dieses nach Walter von der Vogelweide größten deutschen Natur- und Liebesliedersängers und seiner Frau. Die Grabplatten haben die stolze Schlichtheit, die dem Dichter auch im Leben eigen war.“ (Wilhelm Westecker in der *Berliner Börsenzeitung*.)

Dr. Karl Laux (*Dresdner Neueste Nachrichten* v. 20./21.9.41):

„Schloß Lubowitz, 10. September. Wir sind in Oberschlesien, wir sind im Lande Eichendorffs. Nun betreten wir seinen Geburtsort. Der Festsaal von Schloß Lubowitz ist zu einer Eichendorff-Gedenkstätte ausgebaut worden. Wo vor vier Jahren noch Kartoffeln lagerten, ist jetzt ein hoher, festlicher Raum entstanden. Eine Musikempore läßt den Gedanken an die Feste aufkommen, die hier gefeiert wurden. Heute erklingen die frischen, herben Stimmen von Schulkindern, die uns Eichendorff-Lieder singen.“

Über seinen Eindruck von Neisse schreibt derselbe in der gleichen Zeitung:

„Man zeigt uns die Stadt Neisse. Alte Stadt, schöne Stadt, Stadt der Türme und Giebel. Ein guter Anfang. Wer geneigt ist, bei dem Wort ‚Oberschlesien‘ an Kohlenhalden und Industriestädte zu denken, so wird dieses Vorurteil sofort *ad absurdum* geführt. Dieses Neisse kann sich neben mancher berühmten süddeutschen Stadt sehen lassen.

So gehen wir von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit. Menzel hat einen der schönsten Punkte der Stadt in einer Zeichnung festgehalten. Neisse ist die Stadt J. v. Eichendorffs. Hier lebte er von 1855 bis zu seinem Tode (1857). Wir stehen in seinem Wohn- und Sterbehaus, das jetzt das Deutsche Eichendorff-Museum birgt. Es bringt uns die Umwelt des Dichters nahe.

Und seine Welt erstet in einer ‚Eichendorffstunde‘, in der ‚Aula Carolina‘, einem wundervollen Barockraum.“

Das Museum hat für diesen Besuch eine „Freier“-Ausstellung zusammengestellt. Eindrucksvoll stellt sie eine Geschichte dieses Lustspiels dar von seinen Anfängen, seinen Wand-

lungen und seiner glanzvollen Wiedererweckung in unseren Tagen. Ankündigungen, Besprechungen, Theaterzettel, Plakate, Berichte, Schleifen, Szenenbilder, Eintrittskarten – sie alle erzählen den Besuchern von der großen Liebe, die Dichter, Theaterleiter, Komponisten, Schauspieler und Presseleute für die „Freier“ aufbrachten.

In diesen Tagen treffen wieder besonders liebe Gäste im Museum ein: am 3.9. ein Urkel des Dichters, Rudolf Freiherr von Odrawacz-Sedlnitzky. – Professor Dr. Nießen aus Köln eilt von seiner Arbeit der Inszenierung der „Freier“ am Oberschlesischen Landestheater in Beuthen nach Neisse. Wie viel sagt gerade ihm die „Freier“-Ausstellung. Dann zieht auch den Forscher das Museum an; Professor Pohlheim, der Rektor der Karl-Franzens-Universität in Graz, sitzt, Zeit und Raum bald vergessend, eifrig über die Handschriften gebeugt. Liebenswert plaudert er von seiner alten Liebe zu Eichendorff und den arbeitsreichen Stunden im Heim des Dichterenkels Karl Frhr. von Eichendorff in Altenbeuren. Für ihn ist das Suchen in den Handschriften ein Wiedersehen mit alten Bekannten.

Dr. Franck-Thieß schreibt uns erfreut von dem Voranschreiten seiner geplanten Uraufführung der Dramatisierung des „Taugenichts“, die unter dem Titel „Der ewige Taugenichts“ an den Städtischen Bühnen in Königsberg herauskommt.

Da greift die harte Hand des Krieges auch nach dem Museum: der Kustos wird eingezogen. Hastige Hände legen hier und da alles zurecht, damit das Ganze nicht allzusehr darunter leidet. Still, ganz still, ist der Abschied aus den geliebten Räumen, letzte Zwiesprache mit dem Dichter in seinem Sterbezimmer, ein rasches Losreißen – „wer jetzt nichts mag als Lauten rühren –.“ Die wenigen Urlaubsstunden werden bis zur letzten Minute für Eichendorff genützt, angekündigte Besuche nach Möglichkeit in diese Stunden gelegt. So bringt Dr. Koßmann, der Leiter der Lehrerbildungsanstalt Beuthen O/S, seine Mitarbeiter und Studentinnen zu lehrreichem Museumsbesuch, die Lehrerbildungsanstalt Neisse trifft am gleichen Tage ein.

Im Oktober überstürzen sich die Ereignisse um Eichendorff. Die Theater haben ihre Sommerpause beendet und sind mit frischen Kräften am Werk. Zuerst das *Oberschlesische Landestheater* Beuthen am 1.10.41.

„Im Rahmen der Theaterfestwoche aus Anlaß des 40jährigen Bestehens des Stadttheaters Beuthen erlebte der gesamte ostdeutsche Kulturkreis erstmalig die lückenlose Wiedererweckung des romantischen Lustspiels ‚Die Freier‘ des aus Oberschlesien stammenden Romantikers J. Frhr. v. Eichendorff. – Prof. Dr. Karl Nießen, der bekannte Theaterhistoriker und Bühnenreformer der Kölner Universität, hatte sich nach seinen europäischen Erfolgen mit der Originalfassung von Goethes ‚Urfaust‘ an eine nicht minder bedeutsame Aufgabe herangewagt. Ihm gelang mit Hilfe wirklich erlesener Kräfte ein in klingenden Reimen, romantisch liebenswerten Bildern und organischer Zwischenaktmusik (im Stil der Eichendorff-Romantik von Franz Josef Zimmerhof – Köln) ein ganz aus dem Geist des ‚letzten Ritters der Romantik‘ wiedergeborenes Kleinod von poetischer Taufrische. Die Aufführung bedeutete namentlich für die Stammlande Eichendorffs eine ebenso werk-

getreue wie tief eindrucksvolle Dichterehrung.“ (Kurt Mandel in „*Oberschlesischer Kurier*“.)

Die Stadt Beuthen gab ihrer Verbundenheit durch Niederlegung eines wertvollen Kranzes am Grabe Eichendorffs in Neisse sichtbaren Ausdruck. – Wenige Tage später stellt das Staatstheater des Generalgouvernements zu Krakau „Die Freier“ in der Haydukschen Bearbeitung (Musik von Kuchenmeister) auf die Bühne. Der Erstaufführung am 12.10.41 ging eine einführende Eichendorff-Feierstunde mit einer biographischen Erzählung, Vorträgen von Sprüchen und Gedichten, dem Lesen von Tagebuchstellen und Teilen des „*Taugenichts*“ und Liedern von Robert Schumann und Hugo Wolf voraus. U. E. Struckmann schreibt darüber in der „*Krakauer Zeitung*“:

„Alfons Hayduk jedoch hat Eichendorffs köstliches Lustspiel erst wieder zu einer Auferstehung verholfen. Straffungen, Streichungen, Übertragungen von Dialogstellen und konsequente Pointierungen hat er sich angelegen sein lassen, legitimiert ebenso durch seine sichere Kenntnis der Eichendorffschen Welt und ihrer Atmosphäre und Sprache wie durch sein eigenes dichterisches Schaffen, so daß in der Tat das Werk heute wohl in seiner Überarbeitung weit besser denn je beispielsweise in der Zoffschen vergegenwärtigt zu werden vermag.“

Der Höhepunkt der Oktoberereignisse ist die Erstaufführung „Der Freier“ in flämischer Übersetzung von dem Leiter der Kgl. Niederländischen Schauburg Joris Diels zu Antwerpen am 25.10.41. – Dr. Edmund Stadler schließt seine Vorbesprechung in der „*Brüsseler Zeitung*“ vom 19.10.41:

„Endgültiges, besonders vom speziellen theaterwissenschaftlichen Standpunkte aus, hat uns endlich 1940 der Kölner Universitätsprofessor Carl Nießen im Vorwort zu seiner entzückenden Faksimileausgabe des Stuttgarter Originals von 1833 mit den entzückenden Vignetten von Schwind gesagt, die er anlässlich der von ihm geleiteten 19 Aufführungen (zum Teil für die Wehrmacht) durch die Studiobühne des theaterwissenschaftlichen Institutes der Universität Köln auf der Aulabühne sowie im Stadttheater in Bonn herausgebracht hat.“

„Eichendorff-Feiern unter Leitung von Prof. Nießen bereiteten in Antwerpen, Brügge, Kontrijk und Brüssel das Erlebnis der ‚Freier‘-Aufführung vor. Da die Romantik in deutschem Sinne der flämischen Literatur als Epoche fehlt, bedeuten die ‚Freier‘ ungewöhnliche Eindrücke, so daß die Aufführung zu der ‚seit Jahren am meisten diskutierten‘ wurde. Als Dank für die starken Anregungen, welche dieser geglückte Versuch der Einbürgerung Eichendorffs in Flandern bedeutet, ließ Direktor Joris Diels an der Büste des Dichters am Deutschen Eichendorff-Museum in Neisse eine schöne Schleife niederlegen, welche die Erinnerung an die schöne Gastinszenierung wach halten soll.“ („*Völkischer Beobachter*“ v. 29.11.41.)

Die Besucher unseres Museums erfreuen sich indessen ungehindert der schönen Stimmung. Über einen solchen Besuch schreibt die *Schlesische Landespost* v. 14.10.41:

„Vierzig Führerinnen des Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend, die einen Lehrgang auf der Reichsschule Finowfurt durchliefen, besuchten gestern im Verlaufe einer Fahrt durch den schlesischen Raum auch Neisse. Die Stadt Eichendorffs sollte dieser Studienfahrt den Höhepunkt und den Abschluß bringen.

Den Abschluß bildete eine Feierstunde im Eichendorff-Museum. Kerzenschein gab den festlichen Räumen die rechte Stimmung.“

Welchen nachhaltigen Eindruck dieser Reiseabschluß den aufgeschlossenen Mädchen hinterließ, erfahren wir aus den Dankschreiben an das Museum:

„Die Führerinnen haben mir gegenüber beim Abschied noch einmal zum Ausdruck gebracht, wie sehr sie beeindruckt waren von dem Land Oberschlesien, seiner schweren Vergangenheit, der Größe seines Industriegebietes, seiner Schönheit der Beskiden, vor allem aber der Zusammenarbeit aller Stellen miteinander und der ungeheuren Initiative, mit der die Aufbauarbeit hier angefaßt wird. Daß nach all dem Erlebten ihnen zum Abschluß noch die Eichendorff-Feier geboten wurde, die sie etwas von der Tiefe der schlesischen Seele ahnen ließ, hat besondere Freude bei allen hervorgerufen –.“ (Stabshauptführerin Wolter am 17.10.41.)

„Und ich möchte Ihnen – ein paar Tage in Hamburg ausruhend – von Herzen Dank sagen für diese Stunde, die wir bei Ihnen, nein, eigentlich bei Eichendorff, verbringen durften. Eichendorffs Lieder singen wir seit langem gern. Aber, nachdem wir seine Wälder und Täler sahen, greifen wir nun auch nach den Erzählungen und Gedichten, um sie an Abenden den Arbeitsmädchen vorzulesen.

Unvergeßlich sind uns auch die Gesichter der Pimpfe geblieben, wie sie singend uns den Inhalt der Lieder entgegenleuchteten, klar und schön, wie die Lieder selbst.“ (Stabsführerin Gertrud Bode am 3.11.41.)

„Leider komme ich erst heute dazu, Ihnen recht herzlich im Namen meiner Kameradinnen für die uns übersandte Eichendorfffreude zu danken. Wir haben sie bei unserer Abschiedsfeier der Schulleiterin überreicht und noch einmal an den feierlichen Abschluß unserer so schönen Fahrt durch Oberschlesien gedacht.

Nun stehen wir alle an den verschiedenen Bezirken in Deutschland an unserer Arbeit und werden die von uns betreuten Lager an dem von uns Erlebten teilhaben lassen. Und hierzu gehört die Feierstunde, die wir in Neisse erleben durften.“ (Stabsführerin Ilse Crone am 27.11.41.)

Das Jahr 1941 hat – was unsere Eichendorffsache betrifft – seinen Höhepunkt erreicht. Der November beschert uns erstmalig „Oberschlesische Eichendorff-Tage“: Oberschlesische Städte setzen sich für Eichendorff ein! Ein vorbildlich ausgestattetes Programmheft weist uns den Weg zu den Veranstaltungen:

„Am 23.11.41: Gleiwitz – Eichendorff-Feier im Münzsaal des Hauses Oberschlesien. Willibald Köhler, Sekretär der Eichendorff-Stiftung, spricht; Alfons Hayduk liest aus seiner Eichendorffnovelle; Darbietung von Eichendorff-Liedern.

Teschchen: Eichendorff-Morgenfeier im Stadttheater. Vortrag über „*Die Deutsche Romantik*“. Lesungen aus Eichendorffs Werken. Darbietung von Eichendorff-Liedern.

Am 26.11.41: Neisse – Gedenkfeier am Grabe Eichendorffs. Kranzniederlegung durch Gauleiter und Oberpräsident Bracht, durch Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser und durch den Präsidenten der Stiftung Oberschlesien, Landesrat Kate.

Tagung der Eichendorff-Stiftung.

Bielitz: Eichendorff-Gedenkfeier in der Aula der Oberschule.

Am 30.11.41: Beuthen: Eichendorff-Morgenfeier im Stadttheater.

Königshütte: Eichendorff-Feier in der Aula der Handeslehranstalt. Oberstudiendirektor Erich Barutzki spricht über Eichendorffs Werk.

Ratibor: Morgenfeier im Stadttheater. Im Mittelpunkt die Ansprache von Schulrat Karl Schodrok aus Oppeln.

Der Schwerpunkt der Festtage lag in Kattowitz. Hier nahm eine festliche Gemeinde am 25.11.41 an der „Eröffnungsfeier“ im Festsaal der Provinzialverwaltung teil. Begrüßungsworte durch Landesrat Kate als Präsident der Stiftung Oberschlesien, Gesangsdarbietungen Eichendorffscher Lieder des „Meisterschen Gesangvereins“ unter Prof. Fritz Lubrich und Lesung aus Eichendorffs Werken durch Will Quadflieg vom Berliner Schillertheater umrahmten die Rede „*Das einfältige deutsche Herz*“ von Ministerialdirigent, Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser. Am Todestage Eichendorffs gingen im Stadttheater zu Kattowitz „*Die Freier*“ über die Bretter. (*Berliner Schillertheater*.)

Blättern wir in den Pressestimmen:

Kattowitzer Zeitung v. 27.11.41: „Dem größten Sohne Oberschlesiens. Der zweite Tag der reichswichtigen Eichendorff-Veranstaltung unseres Gaus. Kranzniederlegung am Grabe des Dichters und Feierstunde in Neisse. An der im Schatten von Zypressen und Blautannen liegenden Sandsteinplatte auf dem Friedhof in Neisse, die die Aufschrift trägt: ‚Hier ruht J. Frhr. v. Eichendorff, Geheimer Rat a. D.‘, standen Hitlerjungen Spalier. Sie sollten Zeugen der schlichten und eindrucksvollen Feier sein, die hier Gauleiter Bracht, der Präsident der Deutschen Eichendorff-Stiftung, Reichsdramaturg Dr. Schlösser, und der Präsident der Stiftung Oberschlesien, Landesrat Kate, durch schweigend dargebrachte Kränze ‚dem größten Sohn Oberschlesiens‘ bereiteten. Diesem weihvollen Augenblick wohnten außer zahlreichen Gästen aus Oberschlesien und dem Reich auch die oberschlesischen Dichter bei, die hier am Grabe eines Großen zu Empfängern seines heiligen Vermächtnisses wurden.“

Schlesische Zeitung v. 28.11.41: „Im Sterbehaus des Dichters in Neisse, das in liebevoller Verehrung zu einem würdigen Gedenkhause ausgestattet worden ist, fand im Anschluß an die Kranzniederlegung eine außerordentliche Tagung der Deutschen Eichendorff-Stiftung statt, der der Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser erstmalig als Präsident dieser Stiftung vorstand. Nach Worten der Begrüßung und des Dankes an die Gründer der Stiftung, Schulrat Karl Schodrok, Geheimrat Dr. Dyroff und Oberstleutnant Karl Frhr. v. Eichendorff, durch Landesrat Kate, dem Präsidenten der Stiftung Oberschlesien, gab der oberschlesische Dichter Willibald Köhler als Sekretär der Eichendorff-Stiftung seinen zahlreichen Zuhörern einen von der schönen Wärme des Dichters erfüllten Überblick über Eichendorffs letzte Lebenszeit und berichtete dann rückschauend über das Wirken der Stiftung.“

Schlesische Tageszeitung v. 27.11.41: „Der Reichsdramaturg bekannte sich auch in Neisse, wie schon am Vorabend bei einer Feierstunde im Festsaal der Provinzialverwaltung zu Kattowitz, zu dem adeligen, tapferen Verkünder des Glaubens an Deutschland, der uns die Melodie, das Lied des deutschen Waldes und der verklärten deutschen Landschaft geschenkt hat. Der Sieg im gegenwärtigen Kampfe werde auch ein Sieg Eichendorffs sein, denn die Errettung unseres Reiches vor den Mächten der Zerstörung sei auch die Errettung Eichendorffs für Deutschland. Oberschlesien aber inmitten der geniusnahen Atmosphäre in den weihvollen Räumen, in denen Eichendorff seine letzten Dichtungen vollendete, darunter das visionäre ‚*Deutschlands künftigen Retter*‘, Oberschlesien aber solle von jetzt an die Hochburg der Idee Eichendorffs sein, von der aus Bastionen und Vorwerke mit dem gleichen Panier an all den Orten errichtet werden sollen, an denen Eichendorff gewilt habe. Der Dichter habe zu allen entscheidenden deutschen Landschaften den inneren Kontakt gehabt, den es jetzt wieder herzustellen gelte.“

Ähnlich lauten die Berichte über die anderen Eichendorff-Veranstaltungen. Über Beuthen schreibt die *„Ostdeutsche Morgenpost“* v. 28.11.41:

„Eine von tiefer Ehrfurcht gegenüber dem größten dichterischen Sohn unserer oberschlesischen Heimat zeugenden Eichendorff-Feier veranstaltete am Mittwoch abend die Volksbildungsstätte Beuthen in der Aula der Horst-Wessel-Oberschule.“

„Innerhalb der Veranstaltungen zum Eichendorff-Tag des Gaues Oberschlesien wurde in der Oberschlesischen Landesbücherei in Beuthen eine sehenswerte und aufschlußreiche Eichendorff-Ausstellung eröffnet. Die in der Ausstellung gezeigte Eichendorff-Sammlung ist eine nahezu einzig dastehende bibliophile Kostbarkeit. Neben den gewöhnlichen Verlagsausgaben der Werke finden sich herrliche Luxusausgaben auf Büttenpapier gebunden, die nur in wenigen Exemplaren hergestellt wurden und fast nie in den Buchhandel gelangten. An dieser Einband- und Ausstattungskunst kann man ein Stück deutscher Kunsthandwerksgeschichte studieren.“

Der Rundfunk war am Todestage des Dichters mit einer Sendung beteiligt, in der Willibald Köhler über die Geschichte und Neuerstehung des Schlosses Lubowitz sprach. Von der Begeisterung über die Eichendorff-Tage aus der Reihe der Eichendorff-Verehrer, von der wir im Museum viel, viel Schönes erfuhren, vermittelt uns ein Brief aus Elberfeld-Wuppertal herzerfrischende Anteilnahme. „Seitdem ich die Einladung der Stiftung Oberschlesien zum erstmaligen J. v. Eichendorff-Tag⁴ in den Händen hielt, hatte ich keinen anderen Gedanken, als den der Teilnahme an den Veranstaltungen. Ich bestellte auch sofort eine Karte zur ‚Freier‘-Aufführung und freute mich so recht von Herzen auf die bevorstehende Pilgerfahrt. Unvergessen sind mir noch die Märztag dieses Jahres, als ich die Stätten dort besuchte und Sie mir am Samstag nachmittag, es war der 22. März, die Urschriften zeigten.“ In diesen Festtagen blickt auch die von Regierungsbaurat Hallermann eingerichtete Eichendorff Gedenkstätte Lubowitz auf ihr einjähriges Bestehen zurück. Unter der Leitung ihres Gründers, Landrat Dr. Hütteroth, konnte an der Vervollständigung und Verbesserung der Gedenkstätte fortschreitend gearbeitet werden. Während des ersten Jahres ihres Bestehens hat sie eine große Zahl von Besuchern gesehen. Im Mai 1941 besichtigte der Vertreter des Reichsministers des Innern, Staatssekretär Pfundtner, in Begleitung anderer führender Männer der Verwaltung die Stätte. Auch manche Dichter und Schriftsteller weilten im Laufe des Jahres in Lubowitz. – Zur Zeit der Jahreswende läßt eine festliche Beiratssitzung der Stadt Neisse die Verdienste des wegen schwerer Erkrankung aus dem Dienst scheidenden Bürgermeisters Franzke noch einmal vorüberziehen. Oberbürgermeister Mazur gedenkt dabei auch mit anerkennenden Worten der Liebe und Hingabe des Scheidenden für die deutsche Eichendorff-Stiftung und ihr Museum.

Wir selbst stehen in diesen Tagen mitten drin in der Arbeit. Ein Tag stolzer Freude ist uns der Aufenthalt unseres Gauleiters und des neuen Präsidenten, Dr. Schlösser, im Eichendorff-Hause. Ihre Anteilnahme an allen Dingen, die ich ihnen zeigen durfte, „war Lohn, der reichlich lohnt“. Das große Schicksalsjahr der Eichendorffsache geht zu Ende. Wir kämpfen nun nicht mehr allein für Eichendorff im oberschlesischen Land; auf die Kommandobrücke sind Männer getreten, unter denen wir das Eichendorff-Schiff sicher und ruhig seinen Kurs steuern können:

„Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu; ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht.“

Zur Geschichte der Deutschen Eichendorff-Stiftung

Von Karl Schodrok

In den Jahren nach dem Weltkriege, als wir im oberschlesischen Abstimmungskampfe um das Letzte kämpfen mußten, was uns aus dem deutschen Zusammenbruch von 1918 noch geblieben war, um unsere Heimateerde, beschworen wir auch die großen Söhne unserer Heimat. Im „*Schwarzen Adler*“, unserm deutschen Kampfblatt jener bewegten Jahre, bekannten wir es vor aller Welt: „Eichendorff ist unser“. Wir wiesen nach, daß Joseph von Eichendorff bluts- und gesinnungsmäßig ein echter Oberschlesier gewesen sei, und es erschien uns – wie ich es später einmal formulierte – wie ein Symbol, daß Joseph von Eichendorff im oberschlesischen Walde geboren, der Sänger des deutschen Waldes geworden ist. Unter dem Namen Eichendorff sammelten sich die oberschlesischen Schriftsteller und Heimatkundler, alle die Stillen im Lande, die gar nicht anders sein konnten als deutsch und die ohne Vorbehalte bereit waren, für dieses ihr Deutschtum alles und das Letzte hinzugeben. Dieser festen und idealen Heimatgemeinschaft blieb Eichendorff auch in den Folgejahren so etwas wie „Panier und Feldgeschrei“. Die 23 Jahrgänge meiner Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“, auch die 1925 in Oppeln von Willibald Köhler herausgegebene literarische Zeitschrift „*Der Wächter*“, die vielen Veröffentlichungen in der Tagespresse mit ihren heimatkundlichen Beilagen und die Kreisheimatkalender enthalten darüber zahlreiche Dokumente.

Die Werbung für Eichendorff und sein gutes Werk trieben wir von der Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“ aus planmäßig und mit Erfolg vor. Frühzeitig hatte ich, dem Eichendorff bereits von seiner Neisse Jugendzeit und seiner Junglehrertätigkeit im Kreise Ratibor her Lebensbegleiter im Geistigen gewesen war, Freundschaft mit Karl von Eichendorff geschlossen, dem unvergessenen und um die Eichendorff-Forschung und Hütung des Eichendorff-Erbes hochverdienten Dichterenkel in Alten-Beuern in Oberbayern. So konnten wir, – Oberstleutnant a. D. Karl von Eichendorff, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Dyroff in Bonn und ich – gestützt auf meinen Oberschlesier-Verlag, seit dem Jahre 1929 den romantischen Almanach „*Aurora*“ herausbringen. Die Äußerungen romantischen Lebensgefühls und die wissenschaftlichen Studien über Eichendorff und die Romantik fanden Beifall. Von den vielen Zustimmungen, die unser Jahrbuch erfuhr, nenne ich nur die des „*Völkischen Beobachters*“, der in seiner Ausgabe vom 18.2.1932 schrieb: „Diesen... Almanach sollte jeder Deutsche, der auf Erhaltung rein deutschen Kulturgeistes Wert legt, in seiner Bibliothek stehen haben. Hier vollzieht sich die Ehrenrettung der Romantik und insbesondere seines bedeutendsten Repräsentanten, des Dichters Eichendorff, in einer solch hohen wie auch künstlerischen Form, daß sich alle üblichen Anpreisungen als hinfällig erweisen.“

Durch unser Eichendorff-Jahrbuch, den Almanach „*Aurora*“, bereiteten wir die Sammlung der Eichendorff-Freunde vor und konnten dann – wieder wir Drei – mit Unterstützung anderer Eichendorff-Freunde aus Oberschlesien und aus den andern Gauen Deutschlands 1931 die Deutsche Eichendorff-Stiftung gründen, als „einen bewußten Protest gegen den Ungeist und den Kulturverfall“ jener zerrissenen Jahre. Erster Vorsitzter der Stiftung wurde Karl von Eichendorff, Sitz der Stiftung war Oppeln, die Geschäftsführung übernahm ich.

Von der Deutschen Eichendorff-Stiftung aus und mit Unterstützung der Behörden gelang uns in Zusammenarbeit mit der Stadt Neisse im Jahre 1935 die Gründung des Deutschen Eichendorff-Museums. Karl von Eichendorff, der 1936 Heimgegangene, bestimmte, unsern Vorschlägen aus Oberschlesien folgend, seine umfassende kostbare Sammlung von Eichendorff-Erinnerungen als Grundstock für das Deutsche Eichendorff-Museum, das in dem von der Stiftung und der Stadt Neisse angekauften Eichendorff-Sterbehaus in der Neisser Friedrichstadt seine ideale Heimstätte gefunden hat. Mit der Gründung des Neisser Eichendorff-Museums ging ein alter Wunsch der Eichendorff-Freunde in Erfüllung.

Die Geltung der Stiftung und des Museums, ebenso aber auch der „*Aurora*“, wuchs nunmehr von Jahr zu Jahr. Bereits 1934 gewannen wir die Unterstützung der schlesischen Provinzialverwaltung (Landeshauptmann Adams und Landesrat Mermer). Als Schatzmeister der Stiftung widmete sich unserm Werk mit viel Verständnis und Liebe Bürgermeister Franzke in Neisse, wie überhaupt die Stadtverwaltung von Neisse und die Neisser Bürgerschaft durch ihre lebendige Mitarbeit den Ruf dieser alt-ehrwürdigen Stadt als einen Brennpunkt und den Vorort der Eichendorff-Verehrung und -Werbung rechtfertigten. Es gelang, die Versetzung von Studienrat Willibald Köhler von Oppeln nach Neisse durchzusetzen, wo er die Leitung des Eichendorff-Museums übernahm, während wir in der Person von Hans Willi Moser einen idealen Kustos für das Museum fanden.

Daneben und darüber hinaus konnten wir manchen andern schönen Plan im Laufe der Jahre verwirklichen. Schon 1932 erneuerten wir die schöne Schrift auf des Dichters Grabplatte auf dem Neisser Friedhof. 1934 schuf Prof. Theodor von Gosen in Breslau seine künstlerisch wertvolle Eichendorff-Plakette. Bereits 1932 hatte ich Prof. von Gosen die Anregung gegeben, eine solche Plakette zu schaffen, und es ist typisch für die Liebe, die Eichendorff im deutschen Volk genießt, wenn Prof. von Gosen mir damals begeistert zustimmte und u. a. schrieb: „Ich will es sehr gern versuchen, da mir das Werk dieses kostbaren Dichters und Menschen gar sehr am Herzen liegt.“

Um der Verwahrlosung der Eichendorff-Stätten in Lubowitz zu begegnen, gelang uns zunächst im Jahre 1936 die Errichtung eines schlichten Eichendorff-Gedenksteins auf dem alten Friedhof in Lubowitz, den der Ratiborer Bildhauer Julius Hoffmann schuf.

Auch mit den andern Orten, die im Leben Eichendorffs bedeutungsvoll waren, traten wir in Verbindung und regten eine Pflege der Eichendorff-Erinnerungen an. Beispielgebend, wie mit wenig

Mitteln und so richtig aus dem Volkstum heraus Dichtergedenkstätten schlicht und würdig gestaltet werden können, wurden das kleine Sedlnitz und Neutitschein im Kuhländchen und Jauernigk mit Schloß Johannesberg, alle drei Orte im ehemaligen Österreich-Schlesien gelegen. Um die Pflege der Eichendorff-Erinnerung in Sedlnitz bemühte sich als bewährte Eichendorff-Verehrerin die dortige Lehrerin Frä. Bönisch, in Neutitschein, der Hauptstadt des Kuhländchens, Bürgermeister Schollich, der im Rahmen der schlesischen Kulturwoche des Jahres 1932 im Neutitscheiner Park ein reizendes Eichendorff-Denkmal weihen konnte, in dem eine der schönsten Gestalten der Eichendorffschen Dichtungen gestaltet wurde, der Eichendorffsche *Tangenichts*, der deutsche Wanderjüngling. Das Neutitscheiner Eichendorff-Denkmal schuf ein geborener Kuhländler, der Bildhauer Leopold Hohl in Wien. In Jauernigk weihen wir 1937 auf dem Schloßberg eine Eichendorff-Bank aus heimischem Altvater-Marmor. Diese Festtage in der damaligen Tschecho-Slowakei wurden gleichzeitig Kundgebungen des Sudetendeutschtums und seiner Sehnsucht, heimzukehren ins Reich, und wer dabei sein konnte, der wird diese Bekenntnisse deutschen Kulturwillens sein Leben lang nicht vergessen.

Auch dem Eichendorff-Schrifttum widmete die Stiftung ihre Aufmerksamkeit. Gewiß blieben alte und große Wünsche bisher unerfüllt, so die Beendigung der von Prof. Kosch geleiteten Herausgabe der historisch-kritischen Gesamtwerte Eichendorffs und die Fortsetzung der Deutschen Eichendorff-Bibliographie, die auf Karl von Eichendorffs 1925 erschienenem Werk „*Hundert Jahre Eichendorff-Literatur*“ weiterbauen mußte, die Herausgabe einer allen Ansprüchen genügenden Volksausgabe von Eichendorffs Werken u. ä. Aber welch guten Klang der Name Eichendorff im deutschen Volke hat, erfuhren wir, als wir die Presse anlässlich des 75. Todestages Eichendorffs mobil machten, bei der Herausgabe des Lesebogens „*Der unsterbliche Eichendorff*“ und des Haydukschen Eichendorff-Spiels „*Kasperl und Annerl*“.

War der Kreis der Freunde Eichendorffs, die sich in der Stiftung und um unser Jahrbuch zusammenfanden, zunächst klein und waren die Mittel zunächst sehr beschränkt, so wurde dies anders, als die nationalsozialistische Staatsführung sich der Stiftung annahm. Dies zeigte sich bei den Eichendorff-Bestrebungen in Neisse ebenso wie in Lubowitz, wo Landrat Dr. Hütteroth in Zusammenarbeit mit der Stiftung im Jahre 1940, schon während des Krieges, im Schloß eine würdige Eichendorff-Gedenkstätte schuf.

Im November 1941 nun fand unsere Arbeit für Eichendorff ihren Lohn, indem auf Anordnung des Gauleiters der neuen Provinz Oberschlesien die Oberschlesische Stiftung unter Landesrat Kate auch die Eichendorff-Stiftung in ihre Obhut nahm, die Stiftung eine Neuordnung erfuhr und in Ministerialdirektor Dr. Schlösser einen Präsidenten erhielt, der als bewährter Eichendorff-Freund und als einer der führenden Männer des Reichspropagandaministeriums die Gewähr einer fruchtbaren und weitausgreifenden Entwicklung gibt.

Wir sind stolz darauf, daß die Eichendorff-Stiftung und die Fürsorge um Eichendorff in den letzten Jahrzehnten von Oberschlesien getragen wurde, der Heimat des Dichters. Von Anfang an war es jedoch unser Bemühen, die Werbung für Eichendorff zu spannen, soweit die deutsche Zunge klingt. Dieses Bemühen fand jetzt seine Krönung. Wie über dem Leben Eichendorffs, so steht auch über dem Wirken der Eichendorff-Stiftung das Wort: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Neue Eichendorff-Literatur

Es ist eine Freude für den Rezensenten, eine Eichendorffausgabe anzuzeigen wie die, die der Insel-Verlag im Jahre 1940 herausgebracht hat.¹ Die neue Ausgabe in zwei schmalen grünen Leinen-Bänden von rund 650 und 800 Seiten auf Dünndruckpapier in sorgfältiger Textherstellung, eingeleitet von Rudolf Bach, tritt an Stelle der lange vergriffenen beiden Bände, die, zuerst im Jahre 1910 Franz Schultz im Insel-Verlag herausgab, und unterscheidet sich nicht nur im äußeren Gewande von ihrer Vorgängerin. Vor allem gestattete die Verwendung von Dünndruckpapier eine Erweiterung des Umfangs, so daß jetzt die Novellenauswahl (*Taugenichts*, *Marmorbild*, *Dürande*, *Entführung*, *Glücksritter*) durch die satirische Erzählung „*Auch ich war in Arkadien*“ als Probe der nicht unbeträchtlichen satirischen Neigungen Eichendorffs abgerundet wird und der zweite Band zu den beiden Romanen und den autobiographischen Kapiteln das einzig lebendige dramatische Werk des Dichters, sein Lustspiel „*Die Freier*“, hinzufügt. Die schöne Steinzeichnung Franz Kuglers und das Register der Gedichtanfänge und -überschriften sind unverächtliche Beigaben, zumal, da das Register außer der Stelle in der Gedichtsammlung auch die Prosastelle bezeichnet, an der ein auch im Erzählungszusammenhang stehendes Gedicht zu finden ist, ein durchaus bemerkenswerter Vorzug des Verzeichnisses, der viel mehr über die Struktur Eichendorffschen Dichtens aussagt, als man von einem so technischen Gebilde wie einem Register zu erwarten pflegt.

In der Einleitung zeichnet Rudolf Bach das Bild des hellen, lichten, kindlichen Dichters, vor den dunklen Hintergründen nächtlich-chaotischer Neigungen der Romantik, die auch an seinem Bilde – aber überwunden, bewältigt – zu erkennen sind. Ein biographischer Abschnitt legt, wie es die historischen Quellen und die Gesamterscheinung dieses ewig Jugendlichen erlauben und verlangen, das größere Gewicht auf die Entwicklung bis 1815 und rundet darüber hinaus den Überblick über das Leben nur in großen Strichen ab. Die feine Würdigung des Werkes, die sich anschließt, geht von dem Erinnerungston aus, der von Eichendorff zum ersten Male zu bisher unverhaltenem Klingen gebracht wurde, und setzt von hier aus die beiden Romane ins Licht gegenseitiger Beziehungen. Erstaunlich und zu näherer Betrachtung anregend, wenn auch in diesem Zusammenhang wohl allzu unmittelbar, wirken die Fäden, die Rudolf Bach von der Musikalität Eichendorffs aus bei der Besprechung der Novellen zur Oper, insbesondere Mozarts, und ihrer Typenbildung hinüberspinnt. Die Lyrik verspart sich die gedankenreiche Einführung für den Schluß. Hier konnte Bach auf knappem Raume natürlich nur beschränkte Hinweise geben. Er wählt daher den Gesichtspunkt des Reichtums, an dem auch Eichendorffs doch nur auf wenige

¹ Joseph von Eichendorff, *Werke*. 2 Bde. Dünndruck. Eingeleitet von Rudolf Bach. Leipzig (Insel-Verlag) 1940.

Töne gestimmtes lyrisches Schaffen nahezu unerschöpflich ist, einen Reichtum der Kunstformen, der Empfindungen und Bilder und schließlich der schöpferischen Sprachgewalt.

Die Ausgabe, die sich den wiederaufgenommenen und weiter ausgebauten Klassikerausgaben des Insel-Verlags (wie zuletzt Mörikes und Stifters) anreihet, ist eine der schönsten Gaben der letzten Jahre zur deutschen Romantik.

Die Bedeutung Italiens für die Dichtung Eichendorffs behandelt in ausführlicher Weise der Bologneser Germanist Lorenzo Bianchi.² Er geht dabei von den biographischen Gegebenheiten aus und legt als die wichtigsten Keime der Italienvorstellungen des Dichters, der das Land ja niemals selbst gesehen hat, die Berichte und Erlebnisse des Bruders Wilhelm von Eichendorff und des Freundes Philipp Veit, des romantischen Malers, Sohnes der Dorothea Schlegel aus erster Ehe, frei. Wie weit daneben auch andere, vor allem literarische Anregungen am Italienbilde Eichendorffs mitwirkten, wird in sorgsamem Überblick in einem Einleitungskapitel erwogen. Daran schließt sich eine Reihe weiterer Untersuchungen der einzelnen Italien behandelnden Werke Eichendorffs über die Art und die Herkunft ihrer italienischen Schilderungen und ihrer italienischen Stoffe und Motive an. Die Einfachheit der stofflichen Bausteine und der dichterischen Verwandlungsmittel, mit denen, wie sich hier erweist, Eichendorff seine innigen und seine glänzenden Italienvisionen schafft, überrascht, ja enttäuscht geradezu, und dieses Gefühl einer leichten Ernüchterung ist auch das einzige, das – dem Verfasser wohl bewußt – die Freude an der sorgfältigen Arbeit Bianchis etwas trüben könnte, ein Schicksal, das sie mit den meisten Einzeluntersuchungen zu bestimmten Fragen des Eichendorffschen Werkes teilt, in denen abgesehen von allem stofflichen Nutzen im einzelnen doch meist so wenig vom Wesen der Eichendorffschen Dichtung eingefangen werden kann. An besonderen Ergebnissen des Buches heben sich heraus die Bedeutung von Brentanos „*Godwi*“ für das „*Marmorbild*“ und die Quellenbeziehung des „*Ezzelin von Romano*“ zu Albertino Mussatos „*Ecerinis*“ (um 1314/15), die Bianchi inzwischen auch dem weiteren deutschen Publikum durch einen Aufsatz in der *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Bd. 64 (1939), S. 40 ff., bekanntgemacht hat. Darüber hinaus erfreulich ist die Betonung, die in diesem Zusammenhang die Person Wilhelms von Eichendorff erfährt. Und man sieht gern die Darstellung seines Trientiner Erlebnisses in den Briefen an den Bruder, das schönste und rührendste Dokument seiner menschlichen und dichterischen Natur, so gewürdigt, wie es in Bianchis Arbeit erscheint, die es in das rechte Licht neuer Bedeutung auch für das Werk Josephs von Eichendorff rückt.

Das starke Heimatgefühl Eichendorffs hat stets auf die heimatlich gerichtete Forschung in starkem Maße anregend gewirkt, Eichendorffschen Landschaftsbildern im Hinblick auf ihre etwaigen realen Vorlagen nachzugehen. So ist nicht nur in Schlesien, sondern beispielsweise auch in Heidelberg ein fortlaufendes Bemühen im Gange, heimatlich vertraute Stätten in historischen Bezug zu Eichendorff zu setzen, ein Bemühen, dem ein Erfolg wohl nie bis zu letzter Evidenz gedeihen kann.

² Lorenzo Bianchi, *Italien in Eichendorffs Dichtung. Eine Untersuchung*. Bologna (Nicola Zanichelli) 1937, 139 Seiten.

Diesen Landschaftskreisen hat nun ein mitteldeutscher Heimatforscher einen neuen Bezirk hinzugefügt, dessen Wirkungen auf Eichendorff und sein Werk in großer Beflissenheit und beachtlicher Vertrautheit mit Eichendorffs Dichtungen gesucht werden. Die Harzlandschaft um Gernrode, die Eichendorff auf der norddeutschen Reise von Halle aus kennenlernte, und deren Eindrücke auf den Dichter unmittelbar aus dem Tagebuch abzulesen sind, hat ohne Frage, wie auch bisher angenommen wurde, an der Entwicklung der Eichendorffschen Landschaftsschilderung großen Anteil. Werner Schubart geht dem in seinem im *Bernburger Kalender* erschienenen Aufsatz³ bis ins einzelste im Sinne der Modellsuche nach. Man wird seine Ergebnisse, auch wo man ihnen nicht folgt, gern zur Kenntnis nehmen, aus der tieferen Billigung heraus, daß das starke Heimatgefühl Eichendorffs, mit dem er nicht nur Schlesien, sondern ganz Deutschland umfing, wiederum in Anderen eigenes, tätiges Heimatempfinden wachruft.

³ Werner Schubart, *Die Landschaft um den Stubenberg in Eichendorffs Dichtungen. Ein Beitrag zur Eichendorff-Forschung*. Sonderabdruck aus „*Bernburger Kalender*“ Jg. 1937.

Zeitschriftenschau

In der „*Reichenberger Zeitung*“ (31. März 1941) schreibt Josef Lansky über eine Aufführung von Teilen der nach Eichendorffs Novelle „*Die Glücksritter*“ verfassten Volksoper „*Die Brautfahrt*“ von Hans Maria Dombrowski.

„Aus der Volksoper ‚*Brautfahrt*‘, deren Uraufführung 1940 am Stadttheater in Oberhausen stattfand, wurde den Hörern ein aufschlussreicher Querschnitt geboten. In Orchesterstücken und Gesängen erfreute die frische und herzhaft natürliche, die gerade dem Wesen einer Volksoper so recht entspricht. Vorherrschend war das lyrische Element, das in seiner warmen Innerlichkeit und schönen Linienführung den einzelnen Stücken eine bezeichnende Formung gab. In der Ouvertüre, die mit weichen Hörnerklängen den deutschen Wald beschwört und den feinen Orchesterzwischenspielen ‚*Nächtliche Kahnfahrt*‘ und ‚*Waldgang*‘ nehmen den Hörern eine gepflegte, stets um eindringliche Stimmung bemühte Klangfarbe gefangen. In den Gesängen wird Dombrowskis starke Liedbegabung offenbar. Erfindung und Ausdruck werden dem Worte in schöner Klarheit und Innerlichkeit gerecht.“

*

Die „*Deutsche Sängerbundes-Zeitung*“ (21. Dezember 1940) meldet: „Felix Petyrek wurde mit dem diesjährigen Eichendorff-Preis ausgezeichnet. Der Komponist war früher in Stuttgart und ist jetzt in Leipzig tätig. Im Rahmen eines Festkonzertes mit Aufführungen von Werken des Komponisten findet die feierliche Überreichung des Preises im Jänner 1941 in Prag statt. Petyrek schrieb u. a. die Musik zu Hans Reichardts Drama ‚*Der Schatten in Zürich*‘, das sehr erfolgreich aufgeführt wurde.“ –

*

In der Beilage „Für die Frau“ lesen wir im „Reich“ (25. Mai 1941) eine Abhandlung „Die Dichter und die Frauenkleider“ von Ursula von Kardorff. Darin die folgenden Eichendorff betreffenden Zeilen: „Der Romantiker Eichendorff hingegen schildert das Kleid einer Schauspielerin schon genauer: ‚Wie eine Zigeunerkönigin hatte sie ihr langes Haar mit einer Schnur von Gold und Edelsteinen oben an den Krönchen zusammengefaßt, das grüne Kleid mit silbernen Posamenten (welch ein Fachausdruck im Munde eines Mannes) verbrämt und ihr schneeweißes Hemd an den Nähten mit schwarzer Seide nach böhmischer Art ausgenäht, woraus sie hervorschien wie eine Heidelbeere in der Milch.“ –

*

Eine reizvolle Reklame finden wir in der „Münchener Illustrierten Presse“. Unter einem gut wiedergegebenen alten Stich, der Altberlin zeigt, lesen wir folgenden Text: „Nur Dienstags ‚nach Vollmond‘ veranstalten die Mitglieder der Berliner Liedertafel ihre Abende, ‚weil sie sonst zueinander nicht finden konnten‘. Da flammen 1826 Unter den Linden zum erstenmal Gaslaternen auf und strahlen ihr Licht in die Dunkelheit der Berliner Nächte. Mittags begegnen wir auf dem Lindenbummel den Romantikern Eichendorff, Tieck, Schlegel, Grimm, Brentano und Arnim. Hofrat Kremser stellt am Brandenburger Tor seine Wagen auf, mit denen man Sonntags nach Schöneberg zu Mutter Grün fährt. In den Salons nippt man einen Kahlbaum aus dem Spitzglas. C. a. F. Kahlbaum, ein echter Berliner, hatte 1918 in der Münzstraße eine Brennerei und Likörfabrik eröffnet und der genußfrohen Welt des Biedermeier manch guten Tropfen geschenkt... u. s. f.“ –

*

Über Musik der Dichtung schreibt Rudolf Paulsen im Dezemberheft 1941 der Zeitschrift „Die Neue Literatur“:

„Manche Denker haben es für möglich gehalten, daß die Ursprache eine rein vokalische, demnach jedenfalls stark musikalische gewesen sei. Ob wir uns dem anschließen oder nicht – der Dichter, der immer auf das Urhafte zurückgehen muß, bringt den Vokalen zweifellos eine ganz besondere Teilnahme dar, eine größere als den Konsonanten, während alle, denen die Sprache nur zu Umgangszwecken dient, nicht weiter auf das Mengen- und Klangverhältnis zwischen Tönen und Geräuschen in dem, was sie sagen, zu achten pflegen.

Ob der Dichter seine Verse nun mehr bewußt oder mehr instinktiv auf die Vokale als die Träger des Ganzen gründet, bleibe hier ununtersucht. Es ist durchaus denkbar, daß der eine mit kühler Berechnung zu ebenso schönen Gebilden gelangt wie der andere, der gläubig gezogen dem inneren Läuten folgt. Wer sich von diesen Dingen gefragt und angeregt fühlt, kann bei Ernst Jünger und Josef Weinheber viel Gescheites darüber lesen.

Daß die Kunst der Vokale in der Dichtung keine Künstelei sein muß, soll hier an einem Gedicht Eichendorffs gezeigt werden, dem gewiß, wenn einem, jede Künstelei fernlag.

‚Bevor er in die blaue Flut gesunken,
 Träumt noch der Schwan und singet todestrunken;
 Die sommermüde Erde im Verblühen
 Läßt all ihr Feuer in den Trauben glühen;
 Die Sonne, Funken sprühend im Versinken,
 Gibt noch einmal der Erde Glut zu trinken,
 Bis, Stern auf Stern, die Trunkne zu umfassen,
 Die wunderbare Nacht ist aufgegangen.‘

In herrlicher Ferne scheint da eine unsichtbare Stimme zu tönen. Es ist, als spräche ein engelnahe Menschenmund als das Instrument einer reinen Seele, als behauchte Harfe des Herbstes. Ist es nicht wie dunkelblaue Musik? Sehr zart, sehr schmerzlich, sehr geheimnisvoll und im Ganzen erhebend?

Man hat den Eindruck, daß Eichendorff das so recht schlicht in seiner Ergriffenheit vor sich hingesonnen hat. Mag's sein, wie es will... jedenfalls klingt es wie Ur- und Naturgesang. Der Dichter hat hier schwerere Klänge als gewöhnlich, tief wie die blaue Flut, von der er kündigt, und dabei doch eine Simplizität, die jedem Simplizius einleuchten muß, so klar also wie tief, geheimnisvoll wie nur Gott, und dieses Geheimnis des Ganzen dargeboten in den wenigen Zeilen, ahnungsvoll von uns erfaßt, das ist das Schöne.

Bilder und Farben sind einfach: Schwan-Weiß, Wasser-Blau, Erde-Braun, Sonnen-Gold, Nacht-Silber; die Farben, obwohl kaum genannt, drängen sich her als eine rätselhafte brokatene Herrlichkeit von Herbst und fremden fernen Dingen. Das alles macht die Musik dieser Verse! Hier singen die Vokale und Diphthonge. Wie völlig passend trifft uns sogleich das O in ‚bevor!‘ Unwillkürlich sehen wir ein Tor sich auftun zu einer unbekanntem Welt. Wie nimmt die Flut weich durch das ‚blaue‘ den Schwan auf! Das L ist ja flüssig genug. Aber singt nicht das Wiege-S und das Summe-S in ‚gesunken‘ mit? In ‚blaue‘ ist noch die Aue spürbar, dann aber ‚träumt‘ der Schwan mit dem ‚äu‘ etwas lichter, wie das seiner Schwingenfarbe entspricht. Das Blau hat sich derweile zum ‚gesunken‘ hin verdunkelt. Die Laute ‚au‘ und ‚äu‘ zusammen ergeben die Dämmerung, wie ja dann auch zum Schluß die Nacht steht.

Der Schwan hat noch das ziemlich leuchtende A. Das ist ein ahnungsreicher Laut. Wir empfinden etwa: mir schwant etwas. Im ‚singt‘ schwingt sich mit dem frischen I das Leben noch einmal kräftig auf. Hier scheint sogar die Dehnungsform singet berechtigt; denn der Schwan singt lange und betont. Wie aber singt er nun? Die tieferen Töne klingen mit, das O des Todes und U des Trunkes, des Trunkenen und Ertrunkenen. Vom O verdunkelt sich zum U. Selbst der Sommer hat die Silbe O des Todes in sich. Er ist breit und müde geworden. Mü-de und verblü-hen wiederholen das Ü-e des Mühens, von dem die Erde nun genug geleistet. Doch wird U durch E gehellt im Eu des Feuers, aber nur in den Trauben, die weich und sanft das Au des Blauen noch einmal aufnehmen, indessen also das trügerisch kurze Feuer noch

einmal aufflammt, doch es ist nur der Hauch, das H im Verblühen und Glühen. Auch das Glühen ist mit seinem Ü-e müde.

Und so nun auch die Sonne, die das O des bevor und des Sommers und des Todes wiederholt, in dem sie etwas sprühen (Ü-e) läßt, ist dennoch müde. Ihre Funken reimen sich fatal auf ‚sunken‘ und ‚trunken‘, sind also auch dunkelgefärbt, sind vom Herbst gepackt. Eine solche Sonne, voll von dem Ü-e des Müden, des Verblühens und Verglühens, kann nur noch mit einem letzten I des Lichtes ‚versinken‘, wobei doch auch auf den Anklang ‚Funken‘ – ‚... sinken‘ in einer und derselben Zeile gewiesen sei. In schönem Parallelismus zur Erde, die noch die Trauben glühen läßt, gibt nun die Sonne immerhin aber doch der Erde noch einmal Glut zu trinken. Unzweifelhaft, daß wir in den Worten ‚Trauben‘ und ‚glühen‘ das Wort Glauben mitschwingen hören! Freilich, das I des Trinkens klingt nach Leben, aber was trinkt die Erde? Das dunkle U der Glut. Doch tönt noch aus Trauben das Glauben nach. Und die zwei E in ‚Stern auf Stern‘ sind milde tröstend. Diese E bringen ein Licht jenseit Tag und Nacht, jenseit gut und böse, jenseit Müdigkeit und Tod.

Die Erde ist die Trunkne, sie ist so trunken wie der Schwan, und wie er in die blaue Flut sinkt, so sie nun in die Nacht. Diese Nacht ist tief in ihrem dunklen Wunder (dem U des ‚wunderbare‘), doch keineswegs ohne Hoffnung. Ihr A ist beruhigend, befriedend, und dieses A verstärkt sich weihevoll in wunderbare, empfängen und aufgegängen. Die Nacht ist aufgegangen: das Tor, das wir bei ‚bevor‘ empfanden, ist offen, und unser Ohr findet nun Schlaf und Frieden.

In der Zeile: ‚Die wunderbare Nacht ist aufgegangen‘ sind alle einfachen Vokale, nur das O des Todes fehlt nun, Gott sei Lob! Selbst ein schüchtern helles kleines I ist wieder da! Versöhnlich klingt so Eichendorffs Gedicht aus.

Aus dem ‚Erde‘ hören wir mit Hilfe des W von ‚wunderbare‘ noch ein todtötendes Werde heraus, und so sind noch viele Untertöne für ein feines Ohr hier zu hören, die des Dichters Stimme in uns Stimmung hervorrufen lassen.

Wer den reifen Klang aber nunmehr aus den acht Zeilen erlauscht hat, der mag gerne meine kleine Anweisung zur Erfüllung der Musik in der Dichtung beiseitelegen!“

Anfragen aus dem Leserkreise

Wem ist Näheres bekannt über den Verbleib der Hosemannschen Originale zu Eichendorffs Übersetzung des „*Graf Lukonor*“, erschienen 1843 bei Sinion?

*

Wer kann unserem Mitgliede Dr. Bernhard Hoefl, Wilhelmshorst, über Michendorf (Mark), Näheres über einen Briefwechsel Eichendorffs mit Leopold Ranke (1831–1832) mitteilen? (Siehe Brief Nr. 30 *Hist. Kr. Ausg.* v. Kosch.)

Teschen. Ein „Eichendorff-Haus“. Unter dem Namen „Eichendorff-Haus“ wurde eine neue Schutzhütte in Istebna-Olsatal der öffentlichen Benutzung übergeben. Die Übergabe nahm der Bürgermeister von Jablunkau, Kellner, als Vereinsführer des Beskidenvereins vor. Das weiträumige Gebäude ist der erste Schritt zur Erschließung des Wandergebietes um Istebna. Nach seiner endgültigen Fertigstellung kann das „Eichendorff-Haus“ rund 100 Gäste beherbergen. Es wird in späterer Zeit eine Dauergaststätte erhalten. Im Laufe des Monats wird es bereits Einzelbesucher und kleinere Gruppen beherbergen können.

Christian Riepe, Eichendorffs Menschengestaltung

(Junker u. Dünhaupt Verlag, Berlin, 63 S. Brosch. RM 2.80.)

F. von Bressendorf in Leipzig nennt in einem Schreiben an die Deutschen Eichendorff-Stiftung Riepes Broschüre „eine liebevolle, mit reichen literarischen Belegen gestützte Arbeit, die unsere Vorstellung von der liebenswerten Dichterpersönlichkeit vertieft“. Wir stimmen dieser Wertung zu, die keine Minderung erfahren soll, wenn wir im folgenden wiedergeben, was Wolfgang Müller aufschlußreich über die Broschüre von Riepe in der „*Deutschen Allgem. Zeitung*“ vom 10.8.1941 ausführt:

„Diese gewiß als Doktor-Dissertation entstandene Arbeit ist eine beschreibende Untersuchung über die verschiedenen Menschentypen, die in Eichendorffs erzählendem Werk gefunden werden können. Sie werden als erlebender, schöpferischer, reifer, gründender, ausgeglichener, heldischer, leidender, beharrender, ganzer, verstörter, edler und ewiger Mensch bezeichnet, ohne daß die Frage nach der Stellung dieser Verhaltensweisen innerhalb der Entwicklung des Dichters sehr vertieft würde. Gewiß soll man nichts interpretieren, was nicht tatsächlich vorgefunden wird, aber es hieße den Symbolgehalt jeder wahren Dichtung doch unterschätzen, wenn sich hier nicht reichere Einblicke geboten hätten. Eichendorff ist ja auch als Prosaist wesentlich Lyriker; seine Menschen sind deshalb viel mehr von Stimmungen, als von Handlungen bestimmt. So richtig die einzelnen Bezeichnungen, die Riepe für diese Menschen findet, sind, so hätten sie ihr ganzes Gewicht doch erst dann erhalten, wenn sie als Menschen nicht nur ihrer, sondern auch der Zeit des Dichters gesehen worden wären. Der Lyriker ist vorzüglich zeitlos; der Epiker aber seiner Zeit pro oder contra verbunden. Riepe macht zwar aufmerksam auf die Aufgaben, die Eichendorff einigen seiner Menschen zuweist, aber was diese Aufgabe innerhalb der Lebenszeit des Dichters bedeutet, wird nur schwach deutlich. Eichendorff hat die eigentliche Romantik überlebt und ist erst 1857 gestorben. Er war nicht nur Poet, sondern auch Beamter in Danzig, Königsberg und Berlin. Gewiß lebt er am stärksten als Lyriker in unseren Herzen, gewiß ist der „*Taugenichts*“ ein unvergängliches Bild des träumenden und schweifenden jungen Deutschen, aber nach seinen Menschen fragen, heißt nicht nur eine typologische Einteilung vornehmen, sondern viel mehr noch an das

Geheimnis des Werdens eines Dichters rühren, das nicht begreiflicher, sondern nur unfaßlicher wird, je angelegentlicher man seine Spuren verfolgt. In den Urteilen über Eichendorff, die Riepe im Schlußkapitel sorgsam zusammenstellt, liegen manche Anknüpfungspunkte. Gedacht sei nur an Rainer Schöllers These von Eichendorff „als Geschichtsschreiber unseres Innern“,¹ von der aus sich gerade in seiner Menschenzeichnung die sich um das Außen bemüht, Einblicke in die innere Struktur dieses Dichters hätten gewinnen lassen. Zwar wird er hier mit aller Ehrfurcht und Liebe behandelt, die ihm gebührt, aber es gibt eine erkennende Liebe, welche die Ehrfurcht nicht mindert, sondern erhöht.“

¹ *Aurora* V, 1935 und „*Der Oberschlesier*“, Jahrg. 1934, Augustheft.

Hayduks Eichendorff-Novelle „*Strom des Schicksals*“

Erzählung von Alfons Hayduk. Deutscher Volksverlag, München. 66 Seiten.

Eine äußerlich unscheinbare, in ihren Hintergründen vielleicht entscheidende Episode aus dem Leben des jungen Eichendorff formt Alfons Hayduk zur Novelle. Gemeinsam mit Bruder Wilhelm und dem braven Schöpp reist der zwanzigjährige Joseph auf einem Oderkahn nach Berlin, um dort seine Studien fortzusetzen. In Breslau besteigen sie den Kahn des alten Gierke, bei unwirtlichem Novemberwetter, aber das Herz voll romantischer Träume und Sehnsüchte, die den harten Schifferleuten manches Kopfschütteln abnötigen. Die Reise zu dieser Jahreszeit bringt mancherlei Widrigkeiten und Fährnisse mit sich, zweimal sogar direkte Lebensgefahr für die Brüder, und hinter Krossen mußte sie sogar unruhlich abgebrochen werden, weil die Schiffe hoffnungslos eingeschneit waren. Dennoch wird in diesen zehn Tagen der gewaltige, jetzt so düstere Strom dem jungen Baron zum Schicksal. Über den dunkel strömenden Wassern der Oder wird er seiner einstigen Berufung bewußt, hier tritt ihm zum ersten Male das Leben in seinen Abgründen und die Pflicht entgegen, es nicht in Traumschlössern, sondern auf dieser Erde zu leben: „Wer auf der Woge schliefe, ein sanft gewiegtes Kind, kennt nicht des Lebens Tiefe, von süßen Träumen blind.“

Alfons Hayduk hat bei den Eichendorff-Feiern des letzten Jahres oft aus dieser Novelle gelesen, und stets durch die sowohl dramatisch gedrängte, als auch lyrisch schwunghafte Art der Darstellung starke Eindrücke hervorgerufen. Nimmt man das Büchlein selbst zur Hand, dann besticht vor allem auch die geschlossene novellistische Form, in der Hayduk psychologische Tiefenwirkung mit einer wahrhaft dichterischen Schau der Landschaft verbindet.

Wolfgang Pohl

Zu den Bildern unseres Jahrbuches

Als Vorsatzbild zeigen wir Hartwig Erdmann von Eichendorff, über welches Bild die Neisser Schriftstellerin Maria Dalisch die Skizze „*Der Mann im gelben Koller*“ schrieb. Im Mannesstamm waren die Vorfahren Eichendorffs während des 30jährigen Krieges nach Schlesien eingewandert. Jakob von Eichendorff, der erste Eichendorff in Schlesien (seine Grabplatte aus Deutsch Krawarn befindet sich im Neisser Eichendorff-Museum) blieb kinderlos, sein Neffe Hartwig Erdmann erbt seine wertvollen Güter und wurde auch sein Nachfolger in Amt und Würden. Durch Heiraten mit „den Töchtern des Landes“ wuchsen die Eichendorffs in kurzer Zeit ins Schlesiens hinein. Weiteres darüber sagt Peter von Gebhardt in seinem Aufsatz „*Über Joseph Freiherr von Eichendorffs Abnen*“ („*Aurora*“ Bd. V, 1935, S. 49–54). – Über Eichendorffs Frau Luise, geb. von Larisch, berichtet Kustos Moser in diesem Almanach. Die auf unserm Kunstdruckblatt wiedergegebene Schriftprobe ist einem Briefe entnommen, den Luise von Eichendorff am 18.9.1853 an Therese von Burkhardt schrieb und den Moser in seiner Arbeit wiedergibt. Das Bild vom Geburtshaus Luisens in Pogrzebin dürfte den Zustand des Schlosses aus einer späteren Zeit zeigen. – Eichendorff-Mühl ist das frühere Brzesnitz bei Lubowitz. – Die Rückseite dieses Bildblattes erinnert an die Danziger Zeit Eichendorffs und begleitet wie das Bildblatt mit den Danziger Radierungen von Matthäus Deisch den Aufsatz von Walter Hildenbrandt „*Danzig im Liede Eichendorffs*“. Deisch ist nächst Chodowiecki der bekannteste Kupferstecher Danzigs im 18. Jahrhundert. Seine „*50 Prospekte von Danzig*“ radierte er nach Zeichnungen von Friedrich August Anton Lohrmann. Die in dem Aufsatz von Hildenbrandt erwähnten Bilder von Johann Carl Schultz kamen 1921 unter dem Titel „*Das malerische Danzig*“ bei der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. neu heraus.

Karl Schodrok

Die Deutsche Eichendorff-Stiftung

(Präsident: Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser) dient der Erforschung der Romantik und der Pflege der Eichendorfferinnerungen. Gegen einen Mindestbeitrag von R.M. 3,- jährlich erhalten die Mitglieder der Stiftung das Jahrbuch „*Aurora*“ und haben freien Eintritt ins Deutschen Eichendorff-Museum in Neisse. Sonderausgaben der Stiftung (Faksimiledrucke usw.) werden an die Mitglieder zu Vorzugspreisen abgegeben.

Anschrift der Stiftung: Deutschen Eichendorff-Stiftung in Neisse, O/Schles. – Einzahlungen: Deutschen Eichendorff-Stiftung Neisse, Postscheckkonto Breslau 27669 oder Städt. Spar- und Girokasse Neisse Nr. 690. – Anschrift für Mitarbeit in unserm Eichendorff-Jahrbuch „*Aurora*“: Schulrat Karl Schodrok, Oppel, O/Schles., Goethestr. 1.